

# Inhaltsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| <i>Widmung</i> .....  | 6   |
| <i>Vorwort</i> .....  | 7   |
| <b>1. Den Vater kennen</b> .....  | 9   |
|  <i>Das Gleichnis vom Verlorenen Sohn; Lukas 15,11-32</i>    |     |
| <b>2. Den Nächsten lieben</b> .....   | 26  |
|  <i>Der barmherzige Samariter</i>                            |     |
| <b>3. Dem Herrn danken</b> .....  | 41  |
|  <i>Die zwei Schuldner; Lukas 7,36-50</i>                    |     |
| <b>4. Dem Bruder vergeben</b> .....   | 56  |
|  <i>Der Schalksknecht; Matthäus 18,21-35</i>                 |     |
| <b>5. Den Meister finden</b> .....  | 71  |
|  <i>Der Turmbauer und der bedrohte König; Lukas 14,25-35</i> |     |
| <b>6. Die Zukunft in Gottes Hände legen</b> .....   | 84  |
|  <i>Der reiche Kornbauer; Lukas 12,13-34</i>                 |     |
| <b>7. Die Zukunft absichern</b> .....   | 98  |
|  <i>Der untreue Verwalter; Lukas 16,1-13</i>                 |     |
| <b>8. Die Zukunft bestimmen</b> .....   | 110 |
|  <i>Der reiche Mann und Lazarus; Lukas 16,19-31</i>         |     |
| <b>9. Den Vater bitten</b> .....  | 124 |
|  <i>Der bittende Freund; Lukas 11,1-13</i>                 |     |
| <b>10. Beim Vater Gehör finden</b> .....  | 138 |
|  <i>Die bittende Witwe; Lukas 18,1-8</i>                   |     |
| <b>11. Mich selbst (er)kennen</b> .....   | 149 |
|  <i>Der Pharisäer und der Zöllner; Lukas 18,9-14</i>       |     |
| <b>12. Meinen Anteil bekommen</b> .....   | 161 |
|  <i>Die Arbeiter im Weinberg; Matthäus 20,1-16</i>         |     |
| <i>Epilog</i> .....   | 174 |

## Widmung

Ich widme dieses Buch  
zwei ganz besonderen Menschen:  
Meiner lieben Frau *Elisabeth*  
– Du bist für mich ein Bild für die Liebe Gottes! –  
und Herrn *Dr. Arthur Stinton*  
in dankbarer Erinnerung.

Nachdem ich das Manuskript abgeschlossen hatte, führte uns Gott durch die Schule des Leidens, denn meine Frau musste sich einer Krebsoperation unterziehen. Der Gott, der uns in den Gleichnissen Jesu begegnet, hat uns in dieser Zeit treu umsorgt. Uns ist wieder neu klargeworden, wie groß unser Herr ist. Auch die Bedeutung der Familie Gottes ist uns neu bewusst geworden. Die Mitglieder der *Bethany Chapel* in Calgary, Alberta (Kanada) und der *Reinhardt Bible Church* in Dallas, Texas (USA) haben einige Kapitel dieses Buches bereits als Predigten gehört. In den schweren Zeiten, die wir durchmachen mussten, haben sie uns etwas davon zurückgegeben. Durch diese Menschen ist uns Gott neu begegnet, und ich kann Ihm gar nicht genug dafür danken.

Dank schulde ich auch Jeanette Abercrombie und Glenese Hensarling für die sorgfältige Überarbeitung und Fertigstellung des Manuskripts.

Der größte Dank jedoch (unter den Menschen) gebührt meiner Frau Elisabeth, der dieses Buch gewidmet ist, und durch die ich „Gutes und Gunst vom Herrn“ gefunden haben (vgl. Sprüche 18,22) sowie unseren drei Kindern Janice, Stephen und Heather, die „ihren Eltern Freude machen“ (vgl. Sprüche 10,1).

## Vorwort

Der amerikanische Dramatiker Arthur Miller, der nicht nur durch sein Stück „Tod eines Handlungsreisenden“ berühmt wurde, sondern auch durch seine kurze Ehe mit Marilyn Monroe, hat einmal gesagt: „In jedem guten Stück gibt es etwas, das beim Zuschauer die Reaktion auslöst: ‚O, da geht es ja um mich!‘“ Die Handlung wird zu einem Spiegel, in dem wir uns wiedererkennen. Selbsterkenntnis führt zu besserem Selbstverständnis.

Viele der Geschichten, die der Herr Jesus erzählte, verfolgen genau diesen Zweck. Wer sie richtig liest, sieht sich selbst. Aber sie sind mehr als ein Spiegel. Sie werden gleichsam zu Fenstern, durch die wir in das Herz Gottes schauen und Ihn besser verstehen können. Sie zeigen uns nicht nur, wer wir sind, sondern sie helfen uns zu begreifen, wer Gott ist. Die Gleichnisse decken nicht nur unsere menschliche Misere auf, sondern zeigen auch eine göttliche Lösung. Selbsterkenntnis ohne göttliche Hilfe würde zur Entmutigung führen. Doch die Gleichnisse des Herrn sind Ermutigung. Wir begegnen in ihnen uns selbst und unserem Gott.

Nicht alle Gleichnisse Jesu waren dazu gedacht, den Hörern einen Spiegel vorzuhalten. Gelegentlich wollte der Herr durch ein Gleichnis auch Wahrheiten verschleiern. Manchmal diente ein Gleichnis dem Zweck, die Wahrheit vor denen zu verbergen, deren Unglaube Zeugnis davon ablegte, dass sie unter dem Gericht Gottes standen. Dies gilt vor allem für die in Matthäus 13 überlieferten Gleichnisse (vgl. insbesondere die Verse 10-13).

Doch die Gleichnisse, um die es in diesem Buch geht, sind anderer Art. Hier geht es um Geschichten, die aufdecken und nicht verschleiern. Drei Aspekte müssen bei der Deutung berücksichtigt werden.

*Erstens:* Gleichnisse dürfen nie isoliert gesehen werden. Sie wurden fast immer als Antwort auf eine bestimmte Frage und als Reaktion

auf eine bestimmte Situation erzählt. Es ist deshalb sehr wichtig, den Zusammenhang zu beachten, in dem die biblischen Schreiber das Gleichnis überliefern. Neuere theologische Forschungen haben viel Mühe darauf verwandt, die Gleichnisse Jesu isoliert von ihrem Kontext zu betrachten und nach einem originären „Sitz im Leben“ der Texte bzw. der frühen Gemeinde zu suchen. Doch solche Spekulationen werden dem Sinn des vom Heiligen Geist inspirierten Texts nicht gerecht. Wer die Gleichnisse verstehen will, muss sie im Gesamtzusammenhang der Heiligen Schrift sehen.

*Zweitens:* Die Gleichnisse des Herrn sind Gleichnisse, keine Allegorien. Auch wenn gewisse Details von symbolischer Bedeutung sein mögen, geht es einem Gleichnis vor allem darum, eine bestimmte Wahrheit, einen Vergleichspunkt, zu betonen. Deshalb sollten wir uns bemühen, diese Wahrheit zu finden, statt uns wilden Spekulationen um die Bedeutung jeder noch so kleinen Nebensächlichkeit hinzugeben.

*Drittens* müssen wir bei der Lektüre der Gleichnisse Jesu die uns vertraute Welt des 21. Jahrhunderts hinter uns lassen. Die Beispielgeschichten spielen sich in der Alltagswelt Palästinas im ersten Jahrhundert ab. Um zu verstehen, was der Herr meinte, müssen wir uns in die Dörfer Judäas versetzen, den Geruch der Höfe riechen, das Wiehern der Esel hören und den Staub der Straßen auf der Zunge spüren. Erst wer eine solche „Zeitreise“ angetreten ist, wird die Gleichnisse in ihrer ganzen Lebendigkeit neu verstehen.

Was wir allzu oft gehört haben, trifft uns nicht mehr. „Man gewöhnt sich an alles“ – und welchem Christen wäre das Gleichnis vom verlorenen Sohn nicht bekannt? Doch es gibt noch ein weitaus schlimmeres Problem. Weil wir die Gleichnisse in- und auswendig kennen, schalten wir ab, wenn wir sie hören. Ich möchte Sie einladen, die Gleichnisse neu zu hören – so, als säßen wir wie Maria zu Jesu Füßen, und so, als sei es das erste Mal.

## Den Vater kennen

A.W. Tozer beginnt seine meisterhafte Studie über den Charakter Gottes, *The Knowledge of the Holy* (deutscher Titel: „Das Wesen Gottes“) mit dem provokanten Satz: „Das, woran wir denken, wenn wir an Gott denken, ist das, was am meisten über uns selbst aussagt.“ Für manche ist eine solche Behauptung nur fromme Rhetorik. Welche Aussage soll man von einem Pfarrer am Sonntagmorgen schon erwarten? Reden über Gott mag seine Berechtigung haben, doch in der realen Welt haben wir ganz andere Probleme. Wer braucht in unserem säkularen Zeitalter noch Gott? Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Philosophiestudenten, der davon überzeugt war, dass die wirklichen Fragen des Leben nichts mit Gott zu tun hätten, sondern mit Problemen wie atomarer Aufrüstung, Umweltverschmutzung, wirtschaftliche Ungerechtigkeit, Fragen der politischen Unabhängigkeit und zentralen persönlichen Aspekten wie Menschenwürde und Selbstwertgefühl.

Andere gestehen Tozers Aussage eine gewisse Berechtigung zu. Was ich über Gott denke, ist in der Tat wichtig. Alle anderen Lebensfragen lassen sich erst dann beantworten, wenn ich berücksichtige, was Gott dazu sagt. Doch dann stehen wir vor einem anderen Dilemma. Im theologischen Supermarkt des 21. Jahrhunderts stellt sich die Frage: Welchen Gott nehmen wir denn? Vielleicht einen solchen, der all das verkörpert, was mir wichtig erscheint? Einen Gott, der attraktiv ist? Woher beziehe ich überhaupt mein Wissen über Gott?

Wieder andere reagieren mit Begeisterung auf Tozers Aussage. Recht hat der Mann! Es geht um Gott, und was wir über Gott denken, ist nicht nur wichtig, es ist lebensentscheidend. Und doch können sich manche des Eindrucks nicht erwehren, dass diejenigen, die über Gott „theologisch korrekt“ sprechen, tragischerweise sehr wenig über sein wahres Wesen verstanden haben. Ist die Geschichte der Menschheit nicht der beste Beweis dafür, dass Menschen, die

glaubten, Gott sei mit ihnen, die furchtbarsten Verbrechen begangen haben? Ganz zu schweigen von den jüngeren Skandalen um manche selbst ernannten Fernsehprediger, deren privaten Werte so wenig mit dem übereinstimmen, was sie einem Millionenpublikum „verkaufen.“

Ich persönlich bin davon überzeugt, dass unser Herr Jesus der Aussage Tozers zugestimmt hätte. Was uns in den Sinn kommt, wenn wir über Gott nachdenken, ist in der Tat das, was am meisten über uns selbst aussagt. Immer wieder ging es Jesus Christus darum, den Menschen den Schleier der Fehlinformation abzunehmen, wenn es um die Erkenntnis seines Vaters ging. Und ebenso rigoros stellte er klar, dass Gotteserkenntnis eben weit mehr ist als bloße theologische Rechtgläubigkeit, so wichtig diese auch ist. Der Beweis dafür, dass wir Gott kennen und Ihn verstanden haben, wird nicht dadurch angetreten, dass wir die Fragen des Katechismus beantworten und alle Wesensmerkmale Gottes aufzählen können. Sie zeigt sich darin, wie wir auf andere Menschen reagieren. Das Wesen des Höchsten zeigt sich in seinen Kindern am besten, wenn sie ihrem Vater ähnlich sind.

Hierum geht es in den bekanntesten und wichtigsten Gleichnissen. Wir alle kennen die Geschichte vom verlorenen Sohn. Doch schon diese Bezeichnung verrät, dass wir nicht richtig zugehört haben. Es geht in dem Gleichnis nicht um einen, sondern um zwei Söhne. Und es geht weniger um das Verlorensein, als um die Liebe des Vaters zum Zurückgekehrten. Eigentlich ist das Gleichnis aus Lukas 15 eine Beschreibung des Vaterherzen Gottes.

## **Das Murren der Schriftgelehrten**

Um die Geschichte richtig zu verstehen, müssen wir uns unbedingt anschauen, vor welchem Hintergrund sie berichtet wird. Wir beginnen darum mit Lukas 15,1-2:

Es pflegten sich ihm aber alle Zöllner und Sünder zu nahen, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt Sünder an und isst mit ihnen!

Der zeitliche Abstand vieler Jahrhunderte lässt uns kaum noch erahnen, wie nachdrücklich unser Herr seine zeitgenössischen Hörer vor den Kopf stieß, und zwar in voller Absicht. Seine Worte und Taten schockierten die Religiösen und Selbstgerechten, und ich habe den Eindruck, dass es nicht nur damals so war. Auch wir Heutigen wären mehr als erstaunt über das Verhalten Jesu.

Es gibt kaum etwas Erstaunlicheres in den neutestamentlichen Evangelien als deren Bericht über die Art von Menschen, die sich zu Jesus hingezogen fühlten. „Zöllner und Sünder“ waren in den Augen der Pharisäer der Abschaum der Gesellschaft. Zöllner trieben die Steuern und Abgaben für die Römer ein. Wenn wir heute das Wort „Steuereinnahmer“ hören, denken wir vielleicht an hohe Steuern, ärgern uns über bürokratische Hindernisse oder fürchten uns vor einer Betriebsprüfung. Doch zur Zeit Jesu waren Steuereinnahmer nicht nur unbeliebt. Sie waren Handlanger der römischen Besatzungsmacht und damit Verachtete. Das damalige System kam ohne Korruption nicht aus. Machtmissbrauch war an der Tagesordnung. Da die Zöllner oft mit Heiden zu tun hatten, galten sie als unrein. Ein aufrichtiger Jude konnte für dieses verräterische Pack nichts als Abscheu empfinden. Das Wort „Sünder“ hatte einen ähnlich faden Beigeschmack. So wie die Pharisäer den Ausdruck benutzten, galt er allerdings weniger den Übertretern und Übeltätern, als den einfachen Leuten, die sich um das Gesetz nicht kümmerten. Gesetzestreue Juden nannten diese Menschen *am h'aretz*, das „Volk vom Land.“ Es waren die Nichtpraktizierenden, die Unreinen.

Nun mag zwar dieses einfache Volk vom Land gleichgültig gegenüber der pharisäischen Religion gewesen sein, aber sie waren sehr interessiert an geistlichen Wahrheiten. Sie fühlten sich zu Jesus hingezogen, und das machte die Pharisäer und Schriftgelehrten wütend. Schließlich waren sie die Respektspersonen – diejenigen, die in religiösen Dingen das Sagen hatten. Das Problem war weniger die Reaktion der Sünder auf Jesus, als vielmehr die Reaktion Jesu auf die Sünder. Wer konnte schon ernsthaft etwas dagegen haben, dass Sünder ihm zuhörten, um etwas zu lernen? Vielleicht besserten sie sich ja! Hauptsache, sie wussten um ihre Grenzen. Aber Jesus tat

mehr, als diese Menschen nur zu tolerieren. Er ließ sie willkommen: „Dieser nimmt die Sünder an.“ Die Sünder fühlten sich offensichtlich wohl bei Jesus: „Und er isst mit ihnen.“ Wie konnte sich ein ehrbarer Mann in der orientalischen Kultur, wo das gemeinsame Essen Wohlwollen und Anerkennung bedeutete, so benehmen? Wie konnte er sich in einer solchen Gesellschaft wohlfühlen und es zulassen, dass die Sünder es sich in seiner Gegenwart gemütlich machten? „Nun brauchen wir keine Beweise mehr. Es heißt nicht umsonst: ‚Zeige mir deine Freunde, und ich sage dir, wer du bist.‘ Jesus orientiert sich nicht an guten, sondern an schlechten Menschen, also kann er selbst kein guter Mensch sein!“ – lautete die Argumentation der Pharisäer.

Die Pharisäer waren Menschen, die von sich behaupteten, Gott zu kennen. Sie mochten es nicht, wie Jesus auf die Sünder zugeht. Und die Pharisäer sind mit diesen Gefühlen nicht allein. Wenn wir ehrlich mit uns selbst sind, müssen wir zugeben, dass auch wir gelegentlich diese Einstellung vertreten. Nicht jeder, der Jesus nachfolgt, liegt auf „unserer Wellenlänge.“ Und es ist genau diese Einstellung, die für Jesus den Anlass bietet, das Gleichnis vom verlorenen Sohn zu erzählen. Auf das „Murren“ der Pharisäer (Vers 2) folgt der Satz: „Er sagte aber zu ihnen dieses Gleichnis.“ Es sind, genau genommen, drei Gleichnisse: eins über ein verloren gegangenes Schaf, eins über eine verloren gegangene Münze, und eins über einen verloren gegangenen Sohn. Jedes einzelne wendet sich an die Selbstgerechten, hält ihnen einen Spiegel vor und öffnet ihnen ein Fenster zum Himmel. Denn die Zuhörer Jesu wissen in Wirklichkeit sehr viel weniger über sich und Gott als sie meinen.

Eine jüdische Legende erzählt von einem jungen Mann, der zu einem Rabbi kam, den er sehr bewunderte. „Rabbi“, sagte er. „Ich bewundere und verehere Euch und würde gerne Euer Schüler werden.“ „Nun, mein Sohn,“ antwortete der Rabbi: „Weißt du denn, was mich verletzt und was mir Schmerzen bereitet?“ „Nein, das weiß ich nicht,“ sagte der junge Mann. Der Rabbi blickte ihn mit ernsten Augen an: „Wie kannst du dann sagen, dass du mich bewunderst und vereherst?“

Darum geht es in diesen drei Gleichnissen. Wie können wir behaupten, Gott zu lieben, wenn wir nicht wissen, was Ihm Schmer-

zen oder Freude bereitet? Gott möchte, dass wir erkennen, dass das Herz eines Vaters Schmerzen empfindet, wenn jemand verloren geht, und dass ein Vater sich freut, wenn jemand den Weg zurück findet. Jesus knüpft damit an unsere menschlichen Vorstellungen an. Was tun wir, wenn uns etwas verloren gegangen ist? Wir verachten es doch nicht! Wir suchen danach, und wir freuen uns, wenn wir es gefunden haben. Es ist doch klar, dass Menschen so denken und empfinden. Und der springende Punkt – der „Vergleichspunkt“ in den Gleichnissen – liegt darin, dass Gott ganz genauso denkt und empfindet. Es sind Geschichten, die weniger von einem verlorenen Schaf handeln als von einem Hirten, der sich aufmacht, ein einzelnes Schaf zu suchen, weniger von einem verlorenen Geldstück als von einer Frau, die das Haus auf den Kopf stellt, bis sie es gefunden hat – und weniger um einen verlorenen Sohn, als um einen liebenden Vater. Und in allen Gleichnissen geht es darum, dass Gott selbst dieser liebende Vater ist.

Alle drei Geschichten sind sehr bekannt und gleichermaßen berührend, doch wir wollen uns hier vor allem mit dem dritten Gleichnis beschäftigen. Es findet sich in Lukas 15 und zerfällt in zwei Abschnitte, was übrigens oft übersehen wird. Denn die Geschichte, die der Herr Jesus erzählt, endet nicht mit der Heimkehr des verlorenen Sohnes. Sie geht weiter mit der flehentlichen Bitte des Vaters an die Adresse des älteren Sohnes. Und gerade der zweite Teil des Gleichnisses ist der, der für die Pharisäer und Schriftgelehrten am wichtigsten war.

## **Ein rebellischer Sohn – und ein Vater, der ihn wieder aufnimmt (Lukas 15,11-24)**

Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne. Und der jüngere von ihnen sprach zum Vater: Gib mir den Teil des Vermögens, der mir zufällt, Vater! Und er teilte ihnen das Gut. Und nicht lange danach packte der jüngere Sohn alles zusammen und reiste in ein fernes Land, und dort verschleuderte er sein Vermögen mit ausschweifendem Leben. Nachdem er aber alles

aufgebraucht hatte, kam eine gewaltige Hungersnot über jenes Land, und auch er fing an, Mangel zu leiden. Da ging er hin und hängte sich an einen Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seine Äcker, die Schweine zu hüten. Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen mit den Schoten, welche die Schweine fraßen; und niemand gab sie ihm. Er kam aber zu sich selbst und sprach: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluss, ich aber verderbe vor Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen; mache mich zu einem deiner Tagelöhner! Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Als er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und hatte Erbarmen; und er lief, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir, und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen! Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt das beste Festgewand her und zieht es ihm an, und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an die Füße; und bringt das gemästete Kalb her und schlachtet es; und lasst uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; und er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

Ich habe zwar kein Schaf verloren, aber ich habe mit unseren Kindern zusammen stundenlang nach unserem Pudel gesucht. Wir alle hatten Angst, dass er nicht mehr leben würde. Und ich habe das Haus auf den Kopf gestellt, weil meiner Frau ein wertvoller Diamant aus ihrem Ring gefallen war. Den Hund haben wir wiedergefunden, den Diamanten nicht. Doch was ist das im Vergleich zu den Schmerzen über ein verloren gegangenes Kind? Es zerreißt einem das Herz, wenn ein Kind verschwindet, und es zerreißt einem genauso das Herz (auf andere, aber doch ebenso reale Weise), wenn ein schon erwachsenes Kind sich von Gott entfernt und eigene, falsche Wege geht. Im zweiten Fall wissen wir zwar, wo es sich befindet und was es gerade macht, aber wir zerbrechen uns den Kopf darüber, was wir

selbst tun können. Wir wissen die Kinder in einem fernen Land, und wir wissen, dass sie nicht nur ihr Geld wegwerfen, sondern möglicherweise ihr Leben und ihre Seele. Wahrscheinlich kann diesen Schmerz nur jemand nachempfinden, der so etwas erlebt hat.

### ***Raus aus dem Vaterhaus ... (Lukas 15,11-12)***

Im Spätsommer des Jahres 1986 fuhr ich mit meinem Vater von Portland, Oregon, nach Vancouver in British Columbia. Meine Mutter war zwei Jahre zuvor verstorben, und mein Vater hatte sich seither furchtbar einsam gefühlt. Mein Vater war kein Mensch, dem es leicht fiel, über seine Gefühle zu reden, doch während dieser gemeinsamen Autofahrt brachte er die Sprache auf seine Beerdigung und seine Finanzen. Neun Monate später war er tot, und ich bin froh, dass wir dieses Gespräch geführt haben. Aber in dem Moment selbst war es mir äußerst unangenehm. Ich wollte nicht über das Geld sprechen, das er mir vererben wollte. Ich wollte, dass er lebt. Das Geld gehörte ihm, und ich nahm an, dass er es noch brauchen würde. Alles, was darüber hinausging, erschien mir unangemessen, respektlos. Ich war doch nicht jemand, der auf sein Geld aus war. Ich wollte, dass er über das Leben nachdachte, nicht über das Sterben.

Wenn wir Heutigen so denken, können wir getrost davon ausgehen, dass die Menschen in biblischen Zeiten genauso empfanden. Die Bitte um das Erbe zerriss dem Vater das Herz. Es ging dem Sohn ja nicht um ein Darlehen; es ging ihm um die Erbschaft. „Weil Du immer noch lebst und noch nicht gestorben bist, gib mir das, was mir zusteht. Ich kann nicht länger warten.“ Jesus möchte, dass wir schockiert sind, wenn wir dies hören. Theologen, die sich mit der Kultur des Mittleren Ostens zur damaligen Zeit auskennen, sagen uns, dass der Sohn mit diesen Worten eigentlich dem Vater gegenüber zum Ausdruck bringt: „Ich wünsche mir deinen Tod.“ Es stand einem Vater als Erblasser zu, ein Gespräch über das Erbe zu beginnen, nicht jedoch einem Sohn. „Soweit mir bekannt“, sagt Kenneth Bailey in seinem Buch *Poet and Peasant*, „gibt es in der gesamten Literatur des Mittleren Ostens, von diesem Gleichnis abgesehen, keinen einzigen Fall, weder in der Vergangenheit, noch

in der Gegenwart, wo ein älterer oder jüngerer Sohn einen Vater, der noch gesund und rüstig ist, um die Auszahlung des Erbes bittet.“

Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Vater dem Sohn das Erbe ohne Widerrede gab. Er kannte ihn gut genug, um zu wissen, was er vorhatte. Sicher hat er versucht, ihn umzustimmen. Aber der Sohn blieb hart. Schließlich gab der Vater nach, auch wenn es ihm das Herz brach. Manchmal sind Eltern hilflos und können ein Kind nicht davon abhalten, einen falschen Weg einzuschlagen. Und so ließ der Vater seinen Sohn ziehen. Er teilte das Erbe unter seinen Söhnen auf: zwei Drittel für den Erstgeborenen, so wie es die jüdische Tradition vorsah, und ein Drittel für den jüngeren Sohn. Anscheinend tat der Vater sogar noch mehr, denn er verteilte nicht nur das Bargeld, sondern teilte auch den Grundbesitz auf. Dies war eigentlich seine Altersvorsorge gewesen. Nun war der Vater mittellos und verletztlich.

### ***... rein in die Welt (Lukas 15,13-16)***

Der jüngere Sohn ist fest entschlossen, seine Unabhängigkeit auszukosten. „Wenige Tage später ...“ hatte er „seinen ganzen Anteil verkauft und zog mit dem Erlös in ein fernes Land“ (NGÜ). Dass er den Grundbesitz verkaufte, hing wohl auch damit zusammen, dass er alle Brücken hinter sich abbrechen wollte. Nichts sollte ihn mehr an Zuhause erinnern. Er brach nicht nur mit der Heimat seines Vaters, sondern auch mit dem Gott seines Vaters. Das „ferne Land“ war das Land der Heiden. Hier galten keine jüdischen Werte mehr, nur noch heidnische. Das Geld wurde durchgebracht. Der Mann lebte in Saus und Braus, und dort, wo er herkam, hatte niemand Zweifel daran, wohin das Geld geflossen war: in die Taschen von Prostituierten (vgl. Lukas 15,30).

Jeder muss mit den Folgen seiner Entscheidungen leben, und für den jüngeren Sohn war es nicht anders. Das Geld ging ihm aus, der Hunger nagte an ihm. Das wilde Leben lag hinter ihm, die Realität hatte ihn eingeholt. Nachdem er „die Sau rausgelassen“ hatte, landete er bei den Schweinen. Was gibt es Schlimmeres für einen Juden als den Beruf des Schweinehirten? Doch der Mann war verzweifelt; er brauchte etwas zu essen. Am Ende wäre er mit Schweinefutter

zufrieden gewesen, doch es gab keins. In Zeiten des Hungers sind Tiere wichtiger als Menschen, und so war der Sohn völlig am Ende.

Hätte Jesus das Gleichnis an diesem Punkt beendet – er wäre sich der Zustimmung aller gewiss gewesen. „Geschicht ihm Recht! Das kommt davon! Das hat er nicht anders verdient!“ Aber Jesus hört an dieser Stelle nicht auf. Die Geschichte geht weiter. Die Pharisäer wollten, dass der verlorene Sohn bei den Schweinen bleibt. Jesus möchte, dass er den Weg zurück ins Haus des Vaters findet.

### ***Selbsterkenntnis und Umkehr (Lukas 15,17-19)***

Jesus kommt nun zum Wendepunkt der Geschichte. Der Sohn „kam zu sich selbst.“ Er besann sich. Er sah ein, dass er gescheitert war. Sünde ist nichts als Irrsinn, und der junge Mann hatte es am eigenen Leib erfahren. Der erste Schritt zu geistlicher Erneuerung ist Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis. Wir müssen sehen, wer wir sind – und in welcher Beziehung wir zu Gott stehen. Der Sohn erkennt, dass er den falschen Weg eingeschlagen hatte, dass er „gesündigt hatte gegen den Himmel und vor dir.“ Er übernimmt die Verantwortung und stellt sich der Wahrheit.

Was mag im Kopf dieses Sohnes vorgegangen sein, als er sein Zuhause verließ? Vielleicht dachte er: „Ich muss mich selber finden. Ich will etwas vom Leben haben.“ Aber wir finden uns nicht selbst, wenn wir ausschweifend leben. Wir müssen die Konsequenzen unserer Entscheidung tragen. Mancher hat tatsächlich mehr Wahrheit in der Gosse gefunden als in den Ausschweifungen eines wilden Lebens. Ein Mann verließ seinen Vater, um die Freiheit zu finden. Doch statt der Freiheit fand er Abhängigkeit, und zwar eine Abhängigkeit, die alles übertraf, was er beim Vater jemals erlebt hatte. Manch einer muss erst „bei den Schweinen“ landen, um zur Erkenntnis zu kommen. Oft lernen wir erst in einer Lebenskrise, die Herrlichkeit des Vaterhauses wertzuschätzen.

Die Worte des Sohnes, der sich nach seinem Zuhause sehnt, zeigen, dass er das Herz und die Seele seines Vaters nicht wirklich kennt. Er weiß, dass er das Recht verwirkt hat, ein Sohn genannt zu werden. Das Beste, auf das er hofft, ist ein Angestelltenverhältnis im Rang eines Dieners. Mehr erwartet er nicht.

***Wie der Vater wirklich ist (Lukas 15,20-24)***

Zuzugeben, dass man sein Leben ruiniert hat, ist hart. Und das in einem Dorf zu tun, ist besonders hart. Alle wussten Bescheid. Was der junge Mann getrieben hatte, war niemandem entgangen. Der Sohn wusste, dass ein Gang durch dieses Dorf einem Spießrutenlauf gleichen würde. Überall war Feindschaft zu erwarten. Überall lauerten Kritik und böse Blicke. Der Mann roch nach Schweinen und war völlig zerlumpt. Er hatte das Dorf verlassen, in der Hoffnung, das Glück zu finden. Nun kam er zurück, geschlagen und gedemütigt. Aber gut, wenn das der Preis war, war er bereit, ihn zu zahlen. Und so kehrt er heim, kommt in das Dorf, auf den Hof, zu seinem Vater.

Und dann geschieht das Unglaubliche. Der Vater ist anders. Er ist gar nicht der strenge Mensch, der von seinem Sohn nichts mehr wissen will. Er hat ihn nicht aus seiner Erinnerung verbannt, schon gar nicht aus seinem Herzen. Er sieht den Jungen, der nach Hause kommt, als dieser noch in weiter Ferne ist. Das kann doch nur bedeuten, dass er Ausschau nach ihm gehalten hat. Er will ihn wiederhaben. Tag für Tag hat er auf diesen Moment gewartet. Sein Herz ist voller Mitleid. Der Vater hat ein Herz, das jede Entfernung überbrückt. Und so läuft er seinem Sohn entgegen: „Als er noch fern war, sah ihn sein Vater und hatte Erbarmen.“ Beachten wir die zeitliche Abfolge: Die Gnade des Vaters ist schon da, bevor der Sohn seinen Mund geöffnet hat.

Um das Gleichnis zu verstehen, müssen wir uns vor Augen halten, dass ältere Männer im Mittleren Osten niemals laufen. Schon die damals üblichen langen Gewänder erschwerten dies. Für einen betagten Gutsbesitzer galten schnelle Bewegungen als völlig unangemessen. Selbst heute versuchen bekannte Persönlichkeiten, ihre Emotionen unter Kontrolle zu halten. Es gibt Senioren, die joggen, weil es gut für die Gesundheit ist, aber es gibt wohl kaum Senioren, die Freudensprünge machen und irgendwo hinlaufen, als wären sie Kinder. Doch das Herz dieses Vaters quillt über vor Freude. Dabei sind ihm zwei Dinge wichtig: die Liebe zu seinem Sohn und der Wunsch, ihn vor der Kritik der Dorfbewohner in Schutz zu nehmen. Die anderen trauen ihren Augen nicht: Der von allen geachtete Landbesitzer schließt einen heruntergekommenen

Landstreicher in die Arme, drückt ihn an sich und küsst ihn immer wieder.

Nun beginnt der Sohn seine Rede abzuspuhlen. Wahrscheinlich hat er sie vorher auswendig gelernt: „Vater, ich habe gesündigt...“ Weiter kommt er nicht. Mehr braucht sein Vater nicht zu hören. Der Gutsbesitzer wendet sich der neugierigen Menge zu, die ihm gefolgt war, um zu beobachten, wie er reagieren würde. Zu seinem Sohn sagt er zunächst nichts. Taten sprechen lauter als Worte. „Schnell, bringt das beste Kleid und zieht es ihm an.“ Das „Festgewand“ war der Umhang, den der Vater nur zu besonderen Anlässen trug. Der Sohn war nun der Ehrengast. „Gebt ihm einen Ring an seine Hand“ – nicht als Schmuck, sondern als Zeichen der Zugehörigkeit – „und Schuhe an die Füße.“ Diener und Sklaven gingen damals barfuß. Der Vater kleidet seinen Sohn nicht nur neu ein; er ehrt ihn und akzeptiert ihn. „Bringt das gemästete Kalb her“ (das man für einen besonderen Freudentag aufbewahrt hatte), und lasst uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; und er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ Nichts ist mehr, wie es war. Der verlorene Sohn soll das Beste bekommen.

Es gibt in der buddhistischen Überlieferung eine ganz ähnliche Geschichte, die jedoch völlig anders ausgeht. Auch dort geht es um einen Sohn, der sein Vaterhaus verlassen hat und nach vielen Jahren elend und zerlumpt nach Hause zurückkehrt. Dieser Sohn hatte sich nach der langen Zeit derart von seinem Vater entfremdet, dass er den Vater nicht mehr erkennt. Der Vater bittet die Dienerschaft, den Obdachlosen hereinzubringen und zu waschen. Der Vater gibt sich auch in der folgenden Zeit nicht zu erkennen, sondern beobachtet genau, wie sich der Sohn entwickelt. Nach und nach stellt er fest, dass sich der junge Mann zum Positiven verändert. Am Ende ist aus ihm ein pflichtbewusster und anständiger Mensch geworden. Erst dann, als sich der Vater sicher ist, dass der Sohn sich gebessert hat, gibt er sich zu erkennen und nimmt ihn als rechtmäßigen Erben wieder auf.

Den Pharisäern hätte diese Geschichte gefallen. Voraussetzung für die Wiederaufnahme ist die moralische Besserung. Wer sich seiner

Herkunft als würdig erweist und seiner Reue handfeste Beweise folgen lässt, darf auf Wiederaufnahme hoffen. Doch der himmlische Vater, den unser Herr Jesus beschreibt, ist anders. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist nicht ein Gleichnis von einem würdigen Sohn. Es ist ein Gleichnis von unverdienter Gnade. Gott ist nicht der ferne Richter, dem es nur um Recht und Ordnung geht. Gottes Angesicht scheint nicht nur über dem Gerechten. „Er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte (Matthäus 5,45b). Gottes Gnade ist überfließend. Er läuft auf den Sünder zu und umarmt ihn. Er akzeptiert nicht nur den sauberen, frisch Gewaschenen. Er liebt auch den schmutzigen, verlorenen Menschen, der bußfertig nach Hause kommt. Gott ist ein Gott, der nicht nur sein Festgewand opfert, sondern, wie sich später herausstellen wird, sogar seinen eigenen Sohn. Gott heißt den Rebellen, der nach Hause kommt, von Herzen willkommen.

Der himmlische Vater freut sich über das tote Kind, das zum Leben erwacht ist, über den Verlorenen, der heimgekehrt ist. Er nimmt den Sohn nicht nur wieder auf: Er freut sich mit ihm, und Er freut sich über ihn. Ein solcher Gott war den Pharisäern unbekannt. Deshalb endet das Gleichnis nicht mit Vers 24. Es geht, was die Pharisäer und deren Haltung betrifft, in den folgenden Versen erst richtig los.

### ***Der zweite Teil des Gleichnisses (Lukas 15, 25-32)***

Aber sein älterer Sohn war auf dem Feld; und als er heimkam und sich dem Haus näherte, hörte er Musik und Tanz. Und er rief einen der Knechte herbei und erkundigte sich, was das sei. Der sprach zu ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wiedererhalten hat! Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater nun ging hinaus und redete ihm zu. Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe nie dein Gebot übertreten; und mir hast du nie einen Bock gegeben, damit ich mit meinen Freunden fröhlich sein kann. Nun aber, da dieser dein Sohn gekommen

ist, der dein Gut mit Huren vergeudet hat, hast du für ihn das gemästete Kalb geschlachtet! Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich sein und dich freuen; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, und er war verloren und ist wiedergefunden worden!

### ***Der Ärger des älteren Bruders (Lukas 15, 26-28a)***

Ist der verlorene Sohn ein Bild für die Zöllner und Sünder (Vers 1), so ist der ältere Bruder ein Bild für die Pharisäer (Vers 2). Dieser Mann ist ein treuer Sohn, der seinem Vater Freude bereitete. Die Dorfbewohner hatten den jüngeren Sohn, der von Zuhause aufgebrochen war, scharf kritisiert. Den älteren Sohn hatten sie gelobt. Er hatte alles richtig gemacht.

Natürlich hat Jesus nichts gegen anständige Menschen. Doch wie sagte Mark Twain in seiner ironischen Art so schön? „Ich habe lange genug in der Gesellschaft anständiger Menschen gelebt, um langsam zu begreifen, warum Jesus die Gesellschaft der Zöllner und Sünder suchte.“ Es gibt eine „Anständigkeit“, die nicht wirklich anständig ist, ein „gutes Benehmen“, das nicht wirklich gut ist. Der ältere Bruder lebte mit einer Fassade. Es sah so aus, als hätte er eine gute Beziehung zu seinem Vater, doch sie war nur Schein. Jesus benutzt den älteren Sohn, um den Pharisäern zu zeigen, dass ihre Gotteserkenntnis nur eine Fassade ist.

Als der Bruder von der Arbeit nach Hause kommt, hört er fröhliche Musik und Gelächter. Das missfällt ihm. Solche Töne passen nicht zum Haus seines Vaters. Als er den Grund für die Feier erfährt, sieht er seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Der Ausreißer ist zurückgekehrt, dieser Taugenichts, und sein Vater feiert das auch noch.

Die Aufgabe, die den älteren Bruder erwartete, war klar. Er hätte die Pflicht gehabt, seinem Vater nach besten Kräften beizustehen. Mag der Vater der Zeremonienmeister gewesen sein, der ältere Sohn hätte sein zweiter Mann sein müssen, die rechte Hand des Gastgebers. Doch der junge Mann denkt gar nicht daran, seinem Vater bei der Willkommensparty zu helfen. Es heißt in dem Text,

dass er zornig wurde. „Er wollte nicht hineingehen.“ Dies ist eine ausdrückliche Zurückweisung, ja, Beleidigung des Vaters. Der Sohn stellt den alten Mann vor allen anderen bloß. So wie pubertierende Kinder ihre Eltern manchmal „alt aussehen“ lassen, demütigt dieser Sohn seinen Vater vor allen Leuten. Und er tut noch mehr: Er weigert sich nicht nur, das Handeln seines Vaters zu akzeptieren; er kündigt ihm auch die Gemeinschaft auf. Mit einem Ausreißer, der das väterliche Vermögen mit Huren verprasst hat und schließlich bei den Schweinen gelandet ist, will er nichts mehr zu tun haben. Wenn der Vater das anders sieht, soll der Vater mit seiner Überzeugung alleine bleiben.

Die Parallelen liegen auf der Hand. Die Pharisäer hatten sich geweigert, mit Jesus Gemeinschaft zu haben, weil sie ihm vorwarfen, er suche die Gemeinschaft mit Menschen, von denen man sich besser fernhält. Die Folge war, dass sich die Pharisäer damit außerhalb der Gemeinschaft mit Gott stellten. Wer sich weigert, die anzunehmen, die Gott angenommen hat, widersetzt sich dem Willen Gottes. Unser Umgang mit Menschen zeigt, wie unsere Beziehung zu Gott ist.

### ***Der bittende Vater (Lukas 15,28)***

Sicher hätte der Vater kraft seiner Autorität den Sohn dazu zwingen können, ins Haus zu kommen. Er hätte sagen können: „Gerne können wir die Sache später klären, aber jetzt komm bitte deinen Verpflichtungen nach. Hier vor den Leuten wird nicht weiter diskutiert. Zieh dich um, setz eine freundliche Miene auf, und dann sehen wir weiter.“

Doch der Vater ist ein demütiger Mensch. Er befiehlt dem Sohn nicht hereinzukommen, sondern er bemüht sich zu ihm nach draußen. Er bittet ihn, ja fleht ihn geradezu an. Denn der Vater liebt den älteren Sohn nicht weniger als den jüngeren. Er öffnet ihm sein Herz und macht sich verletzlich.

### ***Der bittere Sohn (Lukas 15,29-30)***

Der ältere Sohn jedoch hat für eine solche Reaktion nur Verachtung übrig. Im Gespräch mit dem Vater zeigt sich das wahre Ich dieses

Menschen. Seine Worte zeigen, was in ihm vorgeht. Nur äußerlich war er gehorsam gewesen und hatte dem Vater gedient. Und nur äußerlich war ihm die Rebellion fremd. Sein Temperamentsausbruch zeigt, dass er gar nicht anders empfand als sein Bruder. Vielleicht hat sogar der Charakter des Älteren mit dazu beigetragen, dass sich der Jüngere vom Hof machte. Der ältere Bruder verachtet seinen Vater. Das „Siehe“ in Vers 29 („Jetzt hör mal zu!“) zeigt, wie respektlos dieser Mann seinem Vater gegenüber empfindet. Seine Vorhaltungen kommen aus der Tiefe seiner Seele. Über all die Jahre haben sich diese bitteren Vorwürfe in ihm aufgestaut. Er wohnte zwar bei seinem Vater, aber nicht weil er ihn liebte. Seine Arbeit auf dem väterlichen Hof war nur Mittel zum Zweck. Es ging ihm darum, seine eigene Interessen durchzusetzen. Vater und Sohn teilten ein gemeinsames Haus, aber das Herz des Sohnes war ganz woanders. „Dieser da, dein Sohn“ sagt er verachtungsvoll über seinen Bruder, den er sich weigert, „Bruder“ zu nennen. Er hat ihn längst abgeschrieben, aus seinem Herzen verbannt – und aus seinem Leben.

Ohne es selbst zu merken, ist dieser Mann seinem jüngeren Bruder sehr ähnlich. Der Ältere ist genauso selbstbezogen. Es geht ihm darum, den eigenen Willen durchzusetzen. Sein Vater, und was in dessen Herzen vorgeht, ist ihm egal. Bitterkeit hat sich in ihm angestaut, Bitterkeit darüber, was der Vater versäumt hat, für ihn zu tun. Er empfindet sich als Diener, als Sklave seines eigenen Vaters. „Soviele Jahre diene ich dir!“ Was es bedeutet, Sohn zu sein, scheint ihm nie klar gewesen zu sein. Jetzt steht er da, vor seinem Vater, und wir sehen ihn so, wie er wirklich ist: Der Älteste ist genauso ein Rebell wie sein jüngerer Bruder. Er war zu Hause, doch im Herzen weit weg. Er ist nicht weniger verloren als der andere.

Welch ein treffendes Bild für die Selbstgerechten und Religiösen! Respektiert von den Menschen, geachtet von allen, und doch weit weg vom Vaterhaus – vielleicht noch weiter als der verlorene Sohn im Schweinestall.

### ***Ausgang offen (Lukas 15,31-32)***

Der Vater bleibt bei seiner gnädigen Einstellung, trotz des Temperamentsausbruchs seines Sohnes. Ein normaler Vater wäre verletzt

und wütend gewesen. Doch dieser Vater ist anders. Er sagt, was ihm auf dem Herzen brennt: „Was hätten wir denn anderes tun können? Wir mussten doch feiern! Ich bin doch sein Vater, und ein Vater freut sich, wenn der Sohn nach Hause kommt. Hätte ich mich nicht gefreut, hätte ich mich selbst verleugnet.“ Der Vater sagt die Feier nicht ab. Er kann sie gar nicht absagen. Sie entspricht seiner Gnade. Sie ist ein Ausdruck seiner Freude über die Heimkehr des Verlorenen.

Und auch der himmlische Vater sagt keine Feier ab. Auch sein Herz schmerzt, wenn jemand verloren geht. Gott „will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1.Timotheus 2,5). Die Welt besteht noch, weil Gott langmütig ist und „nicht will, dass jemand verlorenghe, sondern dass jedermann Raum zur Buße habe“ (2.Petrus 2,9). Es macht für Gott keinen Unterschied, ob ein sündiges Kind irgendwo im Ausland „einen draufmacht“, oder ob es sich im heimischen Gefilden aufhält, vielleicht sogar zu Hause wohnt. Ein Sünder, der nach Hause kommt, wird mit offenen Armen empfangen. Und dann wird gefeiert! Der Umgang Jesu mit den Zöllnern und Sündern (Lukas 15,1-2) ist ein Bild für den Umgang Gottes mit den Menschen. Gleich einer Ellipse hat dieses Gleichnis zwei Brennpunkte: die Gottheit Jesu Christi und die Gnade seines Vaters im Himmel.

Merkwürdigerweise ist der Ausgang der Geschichte offen. Sie hat kein Ende. Kommt der ältere Sohn nun mit ins Haus oder nicht? Wir wissen es nicht. Auch für die Pharisäer – und für uns – ist der Ausgang offen. Wenn wir den gnädigen Umgang des Vaters mit den Sündern ablehnen oder kritisieren, treffen wir uns selbst, denn auch unsere Gemeinschaft mit Gott beruht allein auf seiner Gnade. Solange die Pharisäer das nicht sahen, und solange sie wütend waren über die Gnade, mit der Jesus den Sündern begegnete, standen sie außerhalb des Hauses Gottes.

Leider besteht für den Menschen die schreckliche Alternative, auf dem väterlichen Gut als Diener die Feldarbeit zu verrichten, ohne wirklich in seinem Haus als Sohn oder Tochter zu wohnen. Ein Mensch mag noch so „anständig“ leben; wenn er den liebenden und gnädigen Vater nicht kennt, ist er nicht besser als der ältere Bruder.

Doch auch diesem Menschen gilt die Aufforderung des Vaters: „Komm herein!“

Oder wir befinden uns irgendwo im Ausland, fern der Heimat und verschwenden das, was uns der Schöpfer anvertraut hat. Vielleicht sind wir mit den Finanzen am Ende, vielleicht leiden wir unter Entbehrungen. Wir sind im Schweinestall und zweifeln daran, dass wir jemals wieder ins Vaterhaus zurückkommen. Doch auch den Verzweifelten ruft Gott zu: „Komm nach Hause!“

Wo wir uns auch befinden, immer gilt: Was wir von Gott wissen, zeigt sich in dem, wie wir uns selbst sehen, und wie wir mit den Verlorenen umgehen. Gottes Herz trauert über jeden verlorenen Sünder, und Er freut sich über jeden, der nach Hause kommt. Wie gut wir Gott kennen, wird sich daran erweisen, dass uns das schmerzt, was Ihn schmerzt – und das Freude bereitet, was Ihm Freude bereitet.

## Den Nächsten lieben

Ich erinnere mich noch gut an den Sommer des Jahres 1988, als der Film „Die letzte Versuchung Jesu Christi“ für Diskussionen sorgte. Viele Christen beklagten sich darüber (zu Recht, wie ich finde), dass dieser Film ein vollkommen verzerrtes Bild Jesu Christi zeigte. Es ging in diesem Zusammenhang nicht nur um jene berüchtigte Traumszene, in der eine sexuelle Versuchung mit Bildern gefüllt wurde, sondern auch darum, dass Jesus durchgängig als „Messias ohne Mission“ dargestellt wurde, als ein Mann voller Selbstzweifel und Unsicherheiten. Der Regisseur, Martin Scorsese, wurde hingegen nicht müde, darauf hinzuweisen, dass diese Kritik dem Film nicht gerecht werde. Es handle sich schließlich nicht um eine Geschichte für bibeltreue Christen, sondern die Zielgruppe seien Menschen, die offen für neue und unkonventionelle Interpretationen seien. Das Publikum solle endlich begreifen, dass „Die letzte Versuchung Jesu Christi“, so unorthodox der Film sein möge, vor allem eine Botschaft habe: dass es Jesus in seinem ganzen Leben nur um eins gegangen sei – die Liebe.

Das Problem bestand jedoch nicht nur darin, dass Scorsese die Bibel nicht wörtlich nahm. Tragischerweise nahm er sie nicht einmal ernst. Er zeigte in seinem Film einen Jesus, wie er nie existierte. Wahrscheinlich lag es daran, dass sein Film nicht auf den Evangelien, sondern auf der blühenden Fantasie des Autors Nikos Kazantzakis beruhte. Aber nehmen wir einmal für einen Moment lang an, Scorsese habe Recht gehabt, und die Botschaft Jesu sei tatsächlich „die Liebe“ gewesen. Was bedeutet Liebe, wie definiert sie sich? Joseph Fletcher, Vorreiter der „Neuen Moral“, schreibt in seinem Buch *Situation Ethics* (Situationsethik), Liebe sei das einzige Kriterium für Moral. Einer seiner Kritiker bemängelte, Fletcher benutze das Wort geradezu inflationär. Der Begriff „Liebe“ geistere wie ein „aufgescheuchtes Huhn“ durch das Buch. Überall auf der

Welt ist von Liebe die Rede, doch das Wort selbst ist kaum zu fassen. Liebe ist billig geworden. Verführer sprechen von Liebe, Werbeprofis ebenso. Doch auch Eheleute lieben einander – oder Eltern, die sich für ihre Kinder aufopfern.

Wer würde bezweifeln, dass Liebe tatsächlich im Zentrum der Botschaft Jesu stand? Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist die Geschichte der Liebe Gottes zu uns Sündern, und es handelt sich dabei um eine Liebe, die wir weitergeben sollen. Alle vier Evangelien fordern uns auf, Gott zu lieben und unseren Nächsten wie uns selbst. Martin Luther hat einmal gesagt, dass ein Christ außerhalb seiner selbst lebt. „Durch den Glauben lebt er in Christus, und durch die Liebe lebt er in seinem Nächsten.“ Aber Jesus lehnt es ab, aus der Liebe eine sentimentale Angelegenheit zu machen. Er hat vorgelebt, was es heißt zu lieben, und er beschreibt das Wesen der Liebe in einer der bewegendsten Beispielgeschichten, die je zu diesem Thema erzählt wurden: dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Wir finden es im zehnten Kapitel des Lukasevangeliums. Oft wird der Bezugsrahmen dieser Geschichte völlig vernachlässigt. Doch wir können die Botschaft des Herrn nur dann richtig verstehen, wenn wir den Hintergrund beachten, vor dem sie erzählt wurde:

Und siehe, ein Gesetzesgelehrter trat auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben? Und er sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Wie liest du? Er aber antwortete und sprach: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Er sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tue dies, so wirst du leben! Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Und wer ist mein Nächster? (Lukas 10,25-29)

Als ich zehn Jahre alt war, erlaubten mir meine Eltern zum ersten Mal, in den Sommerferien auf ein Zeltlager zu fahren. Der jüngste Teilnehmer in unserem *Summer Camp* war klein – geradezu winzig klein – und schwach. Grausam, wie Kinder nun einmal sein können, machten wir ihm das Leben schwer. Unser Lagerleiter, ein weiser

alter Mann von bestenfalls 18 Jahren, griff dann irgendwann ein und machte uns älteren Quälgeistern einen Vorschlag: „Hört endlich auf, immer zu behaupten, Jimmy sei ein Schwächling. Wir machen jetzt einmal Folgendes, und wer nicht mitmacht, ist ein Feigling. Jimmy darf jedem von euch einmal in den Magen boxen, so fest er kann. Anschließend darf dann jeder von euch mich in den Magen boxen, so fest er kann! Wer macht mit?“ Während die anderen Jungen auf einmal sehr schweigsam wurden, war ich von dem Vorschlag begeistert. Der kleine Jimmy war in meinen Augen solch ein elender Schwächling, dass er es noch nicht einmal schaffen würde, ein rohes Ei aufzuschlagen. Ich hingegen hatte schon Muskeln und würde Chuck, unseren Lagerleiter, zu Boden schlagen.

Es kam ein bisschen anders. Als Jimmy mir mit einem unübersehbaren Grinsen in den Magen boxte, dachte ich, ich würde sterben. Alles Anspannen der Muskeln half nichts. Ich krümmte mich auf dem Rasen und kam erst nach einigen Minuten wieder hoch. Das sollte Chuck büßen. Er stellte sich vor mir auf, spannte seine Bauchmuskeln an, und ich schlug zu. Einen Moment lang befürchtete ich, ich hätte mir die Hand gebrochen. Chuck grinste nur. Ich hielt mir die Hand, hüpfte auf einem Bein im Kreis herum und zog dann wie ein begossener Pudel davon – genauer gesagt: wie ein nachhaltig in seinem Stolz getroffener Zehnjähriger.

Ich muss immer an diese Begebenheit denken, wenn ich die Gleichnisse Jesu lese. Ich habe den Eindruck, sie haben eine ganz ähnliche Wirkung: Wir fühlen uns an unserem wundesten Punkt getroffen. Und wir haben etwas mit auf den Weg bekommen, worüber wir noch lange nachdenken können. Der Schriftgelehrte, der unseren Herrn auf die Probe stellen wollte, hatte bestimmt nicht erwartet, dass Jesus den Spieß auf diese Weise umdrehen würde. Und auch er hat mit Sicherheit jede Menge Stoff zum Nachdenken mit auf den Weg bekommen.

## **Die Frage, die alles entscheidet**

Wer war dieser „Gesetzeslehrer“? Genau genommen war er eine Art Jurist. Doch es handelt sich bei dem Gesetz, von dem hier die Rede

ist, nicht um das Recht der römischen Besatzungsmacht, sondern um das jüdische Gesetz, die Tora. Das heißt, der Gesetzeslehrer war eher Theologe als Rechtsanwalt. Und was er vorhatte, ist ganz offensichtlich: Er wollte Jesus eine Falle stellen. Wir haben es also hier nicht mit einem ernsthaft Interessierten zu tun, sondern mit einem Gegner Jesu, dem es darum ging, einen intellektuellen Sieg davonzutragen. Der Gesetzeslehrer steht dabei für die gesamte religiöse Elite der damaligen Zeit, die ihren Einfluss schwinden sah, weil der Rabbi aus Nazareth immer mehr Zulauf bekam.

Mag seine Motivation auch unlauter gewesen sein, die Frage, die der Schriftgelehrte stellt, ist lebenswichtig: „Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?“ Dahinter steckt der Gedanke: Das ewige Leben erhält, wer etwas „tut“, wer also gut lebt. Man verdient es sich. Errettet wird man auf der Grundlage guter Taten.

Ich finde es sehr interessant, dass Jesus nicht sofort die Theologie dieses Mannes zurecht rückt und ihm klar macht: Nein, Errettung geschieht nicht aufgrund von Werken. Sie ist ein Geschenk, reine Gnade, also unverdient. Stattdessen gibt Jesus die Frage zurück und verweist den Gesetzeslehrer an die Quellen. Er kennt sich ja im Gesetz und in den Propheten aus, also fragt Jesus ihn: „Was steht im Gesetz geschrieben? Wie liest du?“ Und schon wird der Fragesteller zum Befragten, der Jäger zum Gejagten. Die Rollen sind auf einmal vertauscht.

Die Frage des Schriftgelehrten ist die Frage aller Fragen. Es ist eine Frage auf Leben und Tod. Und so zitiert der Gesetzeslehrer das Herzstück des Alten Testaments – jene Stelle, die zeigt, worauf es im Leben eines jeden Menschen ankommt: „Du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft.“ Und dann ergänzt der Schriftgelehrte dieses Gebot durch einen Verweis auf 3. Mose 19,18, wo es heißt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Diese Antwort ist durchaus genial. Der Vers aus dem 5. Buch Mose ist das Zentrum der hebräischen Bibel. Es ist das Gebot, das die ungeteilte Hingabe an den Bundesgott Jahwe fordert. Die zweite Stelle, 3. Mose 19,18 stellt den Menschen vor die Heiligkeit des dreieinigen Gottes und zeigt den Willen des Herrn für sein Volk.

Die Antwort des Gesetzeslehrers ist genau die Antwort, die Jesus selbst einem seiner Kritiker gab. Wir finden die Stelle in Matthäus 22,34-40. Die Zusammenschau der beiden Verse zum Doppelgebot der Liebe findet sich an keiner Stelle der rabbinischen Tradition, weshalb die Vermutung nahe liegt, dass der Schriftgelehrte hier genau das wiederholt, was er selbst einmal von Jesus gehört hat: Es geht beim Glauben nicht um die Einhaltung ritueller Gebote. Es geht um eine Herzeshaltung, um eine Beziehung des Menschen zu Gott. Und diese Beziehung hat dann Auswirkungen auf die Beziehung zu unseren Mitmenschen.

Jesus geht auf die Antwort des Gesetzeslehrers ein. Sie war völlig korrekt: „Du hast recht geantwortet; tue dies, so wirst du leben.“ Doch der Gesetzeslehrer ist nicht zufrieden. Er hat nun ein Problem. Er wollte eine Liste mit Vorschriften haben, die er einhalten und „abhaken“ konnte. Doch was tut Jesus? Er verweist ihn auf die Bedeutung einer persönlichen Gottesbeziehung, die sich folgerichtig im persönlichen Leben auswirkt: Ewiges Leben erbt, wer in einer Beziehung zum Schöpfer lebt.

Das Gespräch hat sich weiterentwickelt. Es ist nun nicht mehr ein bloßer intellektueller Gedankenaustausch, ein Hin und Her von Argumenten. Das Gespräch ist ins Persönliche vorgedrungen. Der Fragesteller steht nun im göttlichen Licht. Er fühlt sich in die Defensive gedrängt. Es heißt: „Er aber wollte sich rechtfertigen.“ Mit Sicherheit hat der Mann die Dynamik des Doppelgebotes der Liebe sofort erkannt. Er merkt: Hier geht es um mehr als um die Einhaltung von Vorschriften. Wäre er ehrlich gewesen, hätte er an diesem Punkt zugegeben: „Genau hier liegt mein Problem. Ich schaffe es nicht, Gott und meinen Nächsten zu lieben. Was soll ich tun? Ich brauche Hilfe!“

Doch der Mann wagt es nicht, seine innere Not zuzugeben. Und so sucht er nach einem Ausweg und flüchtet sich in ein Ablenkungsmanöver. Angriff ist die beste Verteidigung. Weißt du die Antwort nicht, stelle eine Gegenfrage: „Wer ist denn mein Nächster?“ Es ist eine Frage, die uns – unabhängig davon, dass der Schriftgelehrte sie als Ablenkungsmanöver benutzt – vor ein schwieriges ethisches Problem stellt. Denn wenn ich weiß, wer mein Nächster ist, weiß ich

auch, wer nicht mein Nächster ist – und Menschen dieser Kategorie brauche ich dann auch nicht zu lieben. Oder soll ich etwa jeden Menschen lieben? Irgendwo muss es doch eine Grenze geben! Die jüdischen Gelehrten hatten sich mit dieser Problematik ausgiebig befasst. Sie hatten festgestellt, dass sich die Stelle in 3. Mose 19,18 auf Angehörige des jüdischen Volkes bezog. Mit dem „Nächsten“ war mein Bruder gemeint, mein Glaubensgenosse, mein Mit-Hebräer.

Einige Rabbis hatten die Grenze etwas weiter gezogen und behauptet, auch ein Proselyt sei ein Bruder, ein Samariter oder Ausländer jedoch nicht. Andere Rabbis waren sehr radikal in ihrer Auslegung. Joachim Jeremias sagt in seinem Buch über die Gleichnisse Jesu: „Es gab eine rabbinische Vorschrift, die forderte, Häretiker, Spione und Abtrünnige in eine Grube zu werfen und nie wieder herauszuholen.“<sup>1</sup> Und die Essener gingen sogar soweit zu fordern, dass ihre Gemeinde alle „Söhne der Finsternis“ hassen sollte, was sich auf alle Nicht-Essener, also auch auf andere Hebräer bezog.

Wir empören uns heute über eine solche Ausgrenzungs-Theologie, aber es gibt sie noch immer. Noch immer werden Menschen anderer Zugehörigkeit nicht als Menschen wahrgenommen. Die Zeitungen sind voll von Berichten über irgendwelche Opfer, die von ihren Mitmenschen ignoriert werden. Wir leben in einer Welt voller Not und Elend. Wir sind umgeben von Traumatisierten, Obdachlosen, Hungernden. Wo sind die Grenzen unserer Liebe? Inwieweit sind wir verantwortlich? Für wen? Wer ist mein Nächster? Wen muss ich lieben? Wen nicht? Unsere Welt voller Not braucht nichts mehr als zupackende Anteilnahme. Und die Frage des Schriftgelehrten schreit nach einer Antwort. Jesus gibt sie uns, doch nicht in Form eines Lehrvortrags, sondern in Form des mittlerweile weltbekannten Gleichnisses vom Barmherzigen Samariter.

## **Liebe in Aktion: Der barmherzige Samariter**

Da erwiderte Jesus und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber; die

---

<sup>1</sup> Joachim Jeremias. *Rediscovering the Parables*, Seite 159.

zogen ihn aus und schlugen ihn und liefen davon und ließen ihn halb tot liegen, so wie er war. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er auf der anderen Seite vorüber. Ebenso kam auch ein Levit, der in der Gegend war, sah ihn und ging auf der anderen Seite vorüber. Ein Samariter aber kam auf seiner Reise in seine Nähe, und als er ihn sah, hatte er Erbarmen; und er ging zu ihm hin, verband ihm die Wunden und goss Öl und Wein darauf, hob ihn auf sein eigenes Tier, führte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Und am anderen Tag, als er fortzog, gab er dem Wirt zwei Denare und sprach zu ihm: Verpflege ihn! Und was du mehr aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich wiederkomme. (Lukas 10,30-35)

Raubüberfälle begegnen uns heute fast täglich in den Nachrichten. Sie gehörten auch zum Alltag des ersten Jahrhunderts, insbesondere auf dem so genannten „Blutweg“, dem kurzen, aber sehr gefährlichen Abstieg von Jerusalem nach Jericho. Die enge Passage überwand auf einer Strecke von gut 20 Kilometern einen Höhenunterschied von mehr als 1000 Metern. In der kahlen, unwirtlichen Gegend tummelten sich Räuberbanden. Alleinreisende waren in biblischen Zeiten immer gefährdet. Auf dieser Strecke jedoch war es besonders gefährlich. Als Jesus die Geschichte erzählte, konnte er sicher sein, dass seine Zuhörer über diese Zusammenhänge Bescheid wussten. Alle kannten diese Gegend und wussten um die Gefahren.

Jesus malt den Überfall selbst nicht weiter aus. Irgendwo in der felsigen Gegend wird ein Reisender, mit ziemlicher Sicherheit ein Jude, von einer Bande Wegelagerer überfallen. Der Mann wird nicht nur ausgeraubt, sondern übel zusammengeschlagen. Schließlich liegt er blutend und seiner Kleidung beraubt am Wegesrand. Sein Leben hängt an einem seidenen Faden. Dann taucht ein Priester auf. Priester wurden damals abwechselnd zum Dienst im Tempel eingeteilt. Die meisten von ihnen lebten außerhalb Jerusalems, viele in Jericho. Da von einem „hinabziehen“ die Rede ist, liegt die Vermutung nahe, dass der Mann aus Jerusalem kam und auf dem Weg nach Jericho war. Gut möglich, dass er gerade von einem solchen Tempeldienst

nach Hause kam. Vielleicht hatte er auch irgendeine andere Aufgabe zu verrichten, zum Beispiel vor dem Altar zu beten. Nun trifft er auf der einsamen Straße auf einen seiner Brüder, einen Mitjuden, der kurz davor ist, sein Leben auszuhauchen. Instinktiv wechselt der Priester auf die andere Straßenseite.

Warum er dies tat, sagt Jesus nicht. Aber die Gründe sind nicht schwer zu erraten. Der Reisende war ein Priester, und für Priester galt: Jeglicher Kontakt mit Toten verunreinigte sie (vgl. 3. Mose 21,1-4). Und das Opfer würde möglicherweise jeden Moment in diese Kategorie fallen. Der Priester hatte bereits eine geraume Zeit außerhalb seiner Heimatstadt zugebracht, und er wusste, dass die dann benötigte rituelle Reinigung teuer und zeitaufwendig sein würde. Eine Berührung mit einer Leiche hätte bedeutet, dass er nach Jerusalem hätte zurückkehren müssen. Damit wären sämtliche Pläne für die nächsten Tage nichtig geworden. Ganz abgesehen von den weiteren Folgen, die es mit sich bringen würde, wenn er sich hier „einmischen“ würde.

Wie gesagt, ob die Gedanken des Priesters in diese Richtung gingen, bleibt unklar. Jesus sagt nichts über seine Motivation. Aber die Angst, sich zu verunreinigen und Probleme zu bekommen, wenn man sich einmischt, können die meisten von uns nachvollziehen. Wer sich auf „problematische Leute“ einlässt, merkt oft erst hinterher, was dies alles nach sich ziehen kann. Gut fühlt es sich nicht an, auf die andere Straßenseite zu wechseln, aber zumindest sicher. Vielleicht hat der Mann auch gedacht: „Bin ich Priester oder Arzt? Sollen doch andere, besser Qualifizierte sich des Problems annehmen.“

Der nächste Mann auf der Straße nach Jericho ist ebenfalls ein Geistlicher, ein Levit. Die Leviten spielten eine wichtige Rolle beim Tempeldienst, wenn ihnen auch der direkte Dienst am Altar verwehrt war. Der Levit reagiert nicht anders als der Priester. Auch über seine Motive wissen wir nichts. Hatte er möglicherweise Angst um seine eigene Sicherheit? Vielleicht waren die Räuber ja noch in der Nähe, irgendwo hinter einem Felsen versteckt und warteten nur auf das nächste Opfer. Fürchtete auch er sich vor Verunreinigung oder einer Berührung? Wir wissen es nicht. Jedenfalls heißt es im Text, dass auch der Levit die Straßenseite wechselte.

Wir sollten diese beiden Männer nicht vorschnell verurteilen. Sie waren nicht böse; sie waren beschäftigt. Menschen in Not waren für die beiden – und oft gilt das auch für mich – zunächst einmal eine lästige Unterbrechung. Sie passen nicht in den Zeitplan, sie lenken ab, von meiner Arbeit, meiner Verantwortung, meiner Freizeit. Ich weiß, dass sie irgendwann einmal Hilfe benötigen, aber bitte nicht hier und jetzt, und nicht durch mich. Ich muss meinen Zeitplan einhalten und meine „To-Do-Liste“ abarbeiten.

Die Zuhörer Jesu waren spätestens jetzt ganz bei der Sache. Sie hatten die Geschichte verstanden.

Es gefiel ihnen, dass Jesus auf diese Weise die jüdische Geistlichkeit kritisierte. Sie hatten auch schon eine Vermutung, wie es weitergehen könnte. Jetzt kam bestimmt jemand, der es genau richtig machte, kein Priester, kein Levit, sondern ein Laie, einer wie du und ich. Die nächsten beiden Wörter müssen ihnen einen gehörigen Schrecken eingejagt haben: „Ein Samariter aber...“ Wir kennen das Gleichnis unter der Überschrift „Der barmherzige Samariter.“ Aber so etwas gab es damals gar nicht. Es gab keine guten Samariter. Samariter waren damals so „barmherzig“ wie es heute Hamas-Kämpfer für israelische Soldaten sind, Palästinenser für Juden, radikale Muslime für friedfertige Christen. Der Hass zwischen Samaritern und Juden war ohne Parallelen. Die Juden waren davon überzeugt, dass die Samariter den Tempel entweiht, die Tora befleckt und den Gottesdienst entweiht hatten. Rabbi Shimon Ben Jochai fasst die Haltung der jüdischen Gemeinde des ersten Jahrhunderts gegenüber den Samaritern mit folgenden Worten zusammen: „Sie haben kein Gesetz. Sie verachten sogar das, was ihnen davon geblieben ist. Sie sind allesamt verkommen“. Diese Worte stammen aus dem Dritten Jahrhundert, aber sie treffen genau die Einstellung, die auch im Ersten Jahrhundert vorherrschte. Und die Samariter selbst waren den Juden gegenüber nicht minder feindlich gesinnt.

Der Kontrast, den Jesus herstellt, ist ganz bewusst gewählt, um die Zuhörerschaft aufzurütteln. Der Held der Geschichte ist tatsächlich ein Samariter. Er wechselt nicht die Straßenseite. Er kümmert sich nicht darum, was die großen geistlichen Vorbilder tun. Jesus will damit sicher nicht Partei ergreifen und die theologischen

Überzeugungen der Samariter unterstützen. Es geht ihm um die Haltung des Mannes, um sein Mitleid. Der Samariter sieht genau dasselbe, was die anderen sahen. Aber er empfindet anders: „Als er ihn sah, hatte er Erbarmen.“ Für einen Moment spielt die traditionelle Feindschaft keine Rolle mehr. Der Samariter wischt sie beiseite und hat nur noch Mitleid. Interessanterweise wird das griechische Wort für „Erbarmen“ im Neuen Testament ansonsten nur im Zusammenhang mit Jesus selbst benutzt. Denn Jesus ist das Erbarmen Gottes in Person.

Mitleid drückt sich in praktischer *Fürsorge* aus. Und so kümmert sich der Samariter um die Erstversorgung des Schwerverwundeten. Er verbindet ihn und behandelt die Wunden mit Öl und Wein. Verbandpäckchen gab es damals nicht. Wahrscheinlich hat der Samariter erst einmal seinen eigenen Umhang in Stücke gerissen. Dann legt er den Verletzten auf seinen Esel und führt das Tier mit dem Verletzten über die heiße, enge Straße bis zum nächsten Gasthaus. Auch diese Tat erfordert Mut. Es geht durch jüdisches Land, und ein Samariter mit einem verletzten Juden, den er quer über seinen Esel gelegt hat, könnte zu allerlei Missverständnissen führen. Für die Liebhaber des Westernfilms unter Ihnen: Stellen Sie sich einen Indianer vor, der mit einem skalpierten Cowboy nach Dodge City hineinreitet. Nicht viel anders muss es damals ausgesehen haben. Nachdem die beiden die Taverne erreicht haben, kümmert sich der Samariter weiter um den Verletzten. So sieht zupackende Liebe aus! Dieser Mann liebt nicht abstrakt, sondern ganz konkret.

Und er lässt sich die Versorgung etwas kosten. Das Opfer ist ein Fremder. Vielleicht werden sich die Beiden niemals kennenlernen. Das Opfer gehört einem anderen Volk und einer anderen Religion an. Doch das Erbarmen des Samariters führt dazu, dass ihm die Not des Mannes ans Herz gewachsen ist. „Verpflge ihn!“, sagt er zum Gastwirt. „Und was du mehr aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich wiederkomme (Lukas 10,35). Dass das Opfer ihn jemals hierfür entschädigen wird, ist kaum anzunehmen. Der Samariter tut, was er tut, aus Liebe und aus freien Stücken.

## Liebe in der Praxis: Worum es wirklich geht

„Welcher von diesen dreien ist deiner Meinung nach nun der Nächste dessen gewesen, der unter die Räuber gefallen ist?“, fragt Jesus. Der Schriftgelehrte antwortete: „Der, welcher die Barmherzigkeit an ihm geübt hat!“ Da sprach Jesus zu ihm: „So geh du hin und handle ebenso!“ (Lukas 10,36-37)

Mit dieser Frage des Herrn hört das Gleichnis auf – und fängt der „Lehrtext“ an. Mit wenigen Worten stellt Jesus eine Frage, die nur auf den ersten Blick wie eine einzige aussieht. Sie enthält mehrere Aspekte, und jeder einzelne verdient unsere Aufmerksamkeit.

### *Wer ist mir der Nächste?*

Die Frage, die der Herr beantwortet, ist die Frage, die ihm von dem Gesetzesexperten gestellt wurde, und die zur Erzählung des Gleichnisses geführt hatte: „Wer ist mein Nächster?“ Die Antwort ist klar: Mein Nächster ist nicht nur mein Mitjude, mein Bruder in der Synagoge, mein Glaubensgenosse. Mein Nächster ist die Person neben mir, die Hilfe braucht, der Mensch, der alleine nicht mehr weiter weiß. Mein Nächster ist unter Umständen – rein menschlich gesprochen – mein ärgster Feind. Wäre der jüdische Reisende bei vollem Bewusstsein gewesen, hätte er unter Umständen das Wasser, das der Samariter ihm gereicht hat, wieder ausgespuckt. Mein Nächster ist mein theologischer Gegner, jemand, mit dem ich mich über bestimmte dogmatische Fragen nicht einigen kann. Mein Nächster ist der Unbekannte an meiner Tür, der mit einer blutenden Wunde um Hilfe bittet. Das kann Zeit kosten, und es kann Geld kosten, und ich sollte nicht davon ausgehen, dass mir meine Auslagen erstattet werden. Unseren Nächsten begegnen wir zufällig. „Es traf sich aber ...“ heißt es im Text (10,31). Nicht wir treffen die Entscheidung, ob und wo. Sie wird uns abgenommen.

Folgt aus dem Gleichnis nun, dass theologische und dogmatische Unterschiede unwichtig sind? Nein, dies wäre eine Fehlinterpretation und würde dem Kontext von Lukas 10 (Verse 8 bis 16) widersprechen. Es geht nicht darum, dass wir „alle Gottes Kinder“ und damit „alle

Brüder“ wären. Nicht jeder ist mein Bruder, aber jeder ist mein Nächster. Es geht nicht darum, den Nächsten zu definieren, sondern für ihn zu sorgen.

### ***Wem bin ich der Nächste?***

Aber es gibt noch einen weiteren wichtigen Aspekt. Sehen wir uns einmal genau an, wie Jesus in Vers 36 den Spieß umdreht, und die Frage des Schriftgelehrten anders stellt: „Welcher von diesen dreien ist deiner Meinung nach nun der Nächste dessen gewesen, der unter die Räuber gefallen ist?“

Wörtlich übersetzt muss es heißen: „Welcher dieser drei ist ihm der Nächste geworden?“ Jesus verschiebt also den Schwerpunkt. Es geht nicht darum, wer der Nächste ist, sondern wer ein Nächster wird. Der Schriftgelehrte antwortet korrekt, wenn er auch das Wort „Samariter“ nicht in den Mund nimmt: „Der, welcher die Barmherzigkeit an ihm geübt hat!“

Die Frage ist also nicht nur: „Wer ist mein Nächster?“, sondern auch: „Wem bin ich der Nächste – und was ist meine Pflicht und Schuldigkeit ihm gegenüber?“ Es geht nicht darum, das Wort „Nächster“ zu definieren, sondern ein Nächster zu werden, der es nicht mit ansehen kann, wenn ein anderer Nächster leidet. Alle drei Beteiligten sahen genau dasselbe (10,31-33), aber nur einer von ihnen empfand Mitleid. Die Frage ist, ob ich erst einmal durchrechne, was mein Einsatz kostet, oder ob ich meinem Gewissen folge und zupacke. Dem Schriftgelehrten geht es um sich selbst. Gott geht es darum, unsere Schritte zum Nächsten zu lenken.

Ich hörte zu diesem Thema einmal eine Geschichte, die mich sehr bewegt hat. Sie handelt von einem jungen Mann, Bob, dem sein Bruder ein ganz besonderes Weihnachtsgeschenk gemacht hatte: einen funkelnagelneuen roten Ferrari. Als Bob das Auto am Heiligen Abend vor seinem Bungalow abstellen wollte, fiel ihm vor der Einfahrt ein Junge auf, der mit großen Augen den Wagen anstarrte. Bob bremste ab und lächelte ihn an. „Wow, Mister“, sagte der Junge. „Ist das Ihr Ferrari?“ – „Ja, das ist mein Weihnachtsgeschenk. Ich habe ihn von meinem Bruder bekommen, gerade gestern.“ Der Junge staunte nicht schlecht. „Einen Ferrari zu Weihnachten?! Von

Ihrem Bruder?“ – „Ganz genau“, antwortete Bob. Der Junge schaute ein wenig traurig und sagte dann leise: „Ich wünschte, ich ...“. Bob stellte den Motor ab, um den Rest des Satzes hören zu können. Er konnte sich schon denken, was der Junge sagen würde. Aber was er dann tatsächlich sagte, überraschte ihn: „Ich wünschte, ich könnte auch ein solcher Bruder sein!“

„Oh ...“ sagte Bob nachdenklich. Dann kam ihm eine Idee. „Willst Du mal mitfahren?“, fragte er den Jungen. „Na klar, wenn ich darf.“ Und schon war er eingestiegen. „Mister, könnten Sie mir einen großen Gefallen tun? Wir wohnen da hinten an der Ecke, ob Sie da kurz anhalten könnten?“ Bob tat es gerne. „Der Junge will wohl ein bisschen angeben“, dachte er. Aber es ging um etwas ganz anderes. Mit Riesenschritten rannte der Junge ins Haus, hoch ins erste Stockwerk. Nach wenigen Minuten kam er wieder die Treppe herunter. Er trug seinen behinderten kleinen Bruder, der die Hände fest um seinen Brustkorb geschlungen hatte. Erst jetzt sah Bob, dass dem Jungen beide Beine fehlten. „Schau mal, Johnny. Das ist der Mann mit dem Ferrari. Genau, wie ich es dir gerade erzählt habe. Er hat ihn von seinem Bruder zu Weihnachten bekommen. Und weißt du was? Wenn ich mal groß bin, kaufe ich dir auch einen Ferrari. Und dann fahre wir hier durch die Gegend und ich zeige dir all die Sachen, von denen ich dir erzählt habe.“

Bob spürte einen Kloß im Hals, und es gelang ihm nur schwer, seine Tränen zurückzuhalten. Er stieg aus, hob den Kleinen auf den Rücksitz und fuhr dann mit ihm und seinen Bruder durch die Vorstadt. Noch nach vielen Jahren erzählte Bob, dass sein schönstes Weihnachtsgeschenk nicht der Ferrari war, sondern die Begegnung mit dem Jungen, der gesagt hatte: „So ein Bruder möchte ich auch mal sein.“

Ersetzen wir das Wort „Bruder“ durch „Nächster“, und wir haben das Herzstück des Gleichnisses verstanden.

Es gibt einen dritten Aspekt, den das Gleichnis berührt. Es ist die Frage: Was ist Liebe? Liebe ist kein sentimentales Gefühl. Liebe ist aufopfernde Hingabe. Liebe lässt sich unterbrechen. Liebe gibt, auch Geld. Liebe riskiert den guten Ruf und das Eigentum, auch Fremden gegenüber. Liebe fragt immer nur eins: Was ist für den anderen das

Beste? Liebe fühlt Mitleid. Liebe kümmert sich, und zwar auf Dauer. Liebe hat ihren Ursprung in dem, der die Liebe ist, und nicht im Objekt der Liebe. Liebe geht auf den Nächsten zu; sie macht immer den ersten Schritt. Und wer liebt, lässt es sich etwas kosten, dem verletzten Mitmenschen zur Seite zu stehen.

Jesus geht in dem Gleichnis nicht näher darauf ein, und doch ist es wichtig, dass wir uns die Verbindung der beiden größten Gebote noch einmal vor Augen halten. Die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten sind untrennbar miteinander verbunden. Liebe zum Menschen fließt aus der Liebe zu Gott. Letztlich lag der Grund, warum der Priester und der Levit auf die andere Seite wechselten, darin, dass die Beiden nicht von der Liebe Gottes beherrscht und durchdrungen waren. Fehlendes Mitleid weist immer auf eine inneres Vakuum hin. Unsere Bereitschaft, auf unseren Nächsten zuzugehen, ist ein Gradmesser für die Liebe Gottes in uns. So sagt es der Apostel Johannes: „Wer aber die Güter dieser Welt hat und seinen Bruder Not leiden sieht und sein Herz vor ihm verschließt – wie bleibt die Liebe Gottes in ihm?“ (1. Johannes 3,17). Martin Luther soll einmal gesagt haben: „Es ist allein der Glaube, der gerecht macht, aber der Glaube bleibt nicht allein. Er ist nie ohne die Liebe. Wo keine Liebe ist, ist auch kein Glaube, nur Heuchelei.“ Christus hat der Welt das Recht gegeben, die Realität unseres Glaubens auf den Prüfstand zu stellen, indem sie die Realität unserer Nächstenliebe überprüft.

Noch ein weiteres schwingt in der Antwort des Herrn mit. Wenn er dem Schriftgelehrten sagt: „So geh du hin und handle ebenso“, berührt er damit auch eine Frage, die sich jeder Mensch in seinem Leben stellt: „Was fehlt mir?“ Insofern schließt sich der Kreis und der Pharisäer bekommt die Antwort auf seine ursprüngliche Frage: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?“

Wenn nur der Mensch ewiges Leben erhält, der sich (so wie der Samariter) aus Liebe zu Gott und zum Nächsten aufopfert, gibt es für niemanden unter uns eine Hoffnung, denn „alle haben gesündigt und verfehlen die Herrlichkeit“ (Römer 3,23). Dem Theologen („Gesetzesexperten“) fehlt der Draht zu Gott. Er lebt nicht in Beziehung zu seinem Schöpfer. Der barmherzige Samariter hat noch einen weiteren Namen: Jesus Christus. Jesus hat sich die Liebe zu

seinen Feinden alles kosten lassen. Er tat noch viel mehr als der menschliche Samariter: Er starb am Kreuz für die Schuld der Welt. Seine Liebe ist einzigartig im ganzen Universum, und es gibt keine Rettung ohne diese Liebe. Der Theologe brauchte keine Tipps, wie er durch sein Tun das ewige Leben erhalten konnte. Er brauchte die Vergebung. Er brauchte Jesus, den Messias.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter lehrt uns, dass Nächstenliebe mehr ist als soziale Verantwortung. Nächstenliebe ist nur dem möglich, der in einer Beziehung zu seinem Schöpfer lebt. Nächstenliebe ist ein Gradmesser für die Liebe Gottes in uns.

Wenn Gott in unserem Leben wirkt, dann hat dies radikale Auswirkungen. Das Erfüllen bestimmter Gesetze und Regeln verschafft uns nicht das ewige Leben. Jesus Christus hielt die Regeln der Pharisäer nicht ein. Sie konnten ihm diesbezüglich manches vorwerfen und beschimpften ihn sogar als „Fresser und Weinsäufer“. Aber eins konnte ihm niemand vorwerfen – und hat ihm auch niemand jemals vorgehalten: dass er die Menschen nicht lieben würde. Alles in seinem Leben zeigte, wie sehr er die Menschen liebte. Christi Liebe zu den Menschen spiegelte Christi Liebe zu seinem Vater im Himmel. Noch weit über dem Barmherzigen Samariter steht der Gute Hirte Jesus Christus selbst. Seinem Vorbild sollen wir folgen.

## Dem Herrn danken

G.K. Chesterton war eine der eindrucklichsten Persönlichkeiten des frühen 20. Jahrhunderts. Chesterton war ein wahres Genie, vielseitig begabt, nicht nur als Romanautor, Kritiker und Dichter, sondern auch als Theologe und Verfasser spannender Detektivgeschichten. Gegen Ende seines Lebens begann er damit, seine Autobiografie zu schreiben. Er hatte es sich, wie er selbst schreibt, zur Aufgabe gesetzt, in einem einzigen Satz auszudrücken, was die wichtigste Lektion war, die er in seinem Leben gelernt hatte. Es fiel ihm gar nicht leicht, dieses selbst gesteckte Ziel zu erreichen. Doch nach mehreren Anläufen kam er zu folgendem Ergebnis: „Das Entscheidende im Leben ist, ob man alles wie selbstverständlich beansprucht, oder ob man es dankbar annimmt.“<sup>2</sup>

Ich weiß nicht, welchen Platz diese Erkenntnis auf der Liste der „berühmtesten Zitate aller Zeiten“ anführt, aber ich finde, er gehört ziemlich weit nach oben. Dankbarkeit ist das Öl in den zwischenmenschlichen Beziehungen, genauso wie ein Mangel an Dankbarkeit Beziehungen zerstört. Einige Menschen gehen durch das Leben, als hätten sie ein Recht darauf, dass ihnen nichts Unangenehmes widerfährt und alle Menschen freundlich zu ihnen sind. Ein solches Denken hat äußerst unangenehme Nebenwirkungen. Denn wer ständig Ansprüche an andere stellt, wird bald sehr einsam sein. Undankbare Menschen sind fast immer auch unglückliche Menschen.

Aber das Thema Dankbarkeit ist noch aus einem weiteren Grund von Bedeutung. Dankbarkeit ist ein Gradmesser für unsere Beziehung zu Gott. Dankbarkeit spiegelt wider, wie innig die Beziehung zu unserem Schöpfer ist. Ein undankbarer Mensch hat die Gnade Gottes entweder noch nicht erfahren, oder er hat sie noch nicht richtig verstanden.

---

2 *The critical factor in life is whether you take things for granted or take them with gratitude.*

Im Lukasevangelium erzählt Jesus eine Geschichte, die verdeutlicht, was die Dankbarkeit eines Menschen über die Qualität seiner Beziehung zu Gott aussagt:

Es bat ihn aber einer der Pharisäer, mit ihm zu essen. Und er ging in das Haus des Pharisäers und setzte sich zu Tisch. Und siehe, eine Frau war in der Stadt, die war eine Sünderin; als sie hörte, dass er in dem Haus des Pharisäers zu Gast war, da brachte sie ein Alabasterfläschchen voll Salböl, und sie trat hinten zu seinen Füßen, weinte und fing an, seine Füße mit Tränen zu benetzen; und sie trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, küsste seine Füße und salbte sie mit der Salbe.

Als aber der Pharisäer, der ihn eingeladen hatte, das sah, sprach er bei sich selbst: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüsste er doch, wer und was für eine Frau das ist, die ihn anrührt, dass sie eine Sünderin ist!

Da antwortete Jesus und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er sprach: Meister, sprich!

Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der eine war 500 Denare schuldig, der andere 50. Da sie aber nichts hatten, um zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sage mir: Welcher von ihnen wird ihn nun am meisten lieben? Simon aber antwortete und sprach: Ich vermute der, dem er am meisten geschenkt hat. Und er sprach zu ihm: Du hast richtig geurteilt!

Und indem er sich zu der Frau wandte, sprach er zu Simon: Siehst du diese Frau? Ich bin in dein Haus gekommen, und du hast mir kein Wasser für meine Füße gegeben; sie aber hat meine Füße mit Tränen benetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuss gegeben; sie aber hat, seit ich hereingekommen bin, nicht aufgehört, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt, sie aber hat meine Füße mit Salbe gesalbt. Deshalb sage ich dir: Ihre

vielen Sünden sind vergeben worden, darum hat sie viel Liebe erwiesen; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.

Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben! Da fingen die Tischgenossen an, bei sich selbst zu sagen: Wer ist dieser, der sogar Sünden vergibt? Er aber sprach zu der Frau: Dein Glaube hat dich gerettet; geh hin in Frieden! (Lukas 7,36-50)

Oft werden die Gleichnisse Jesu einzeln gelesen und interpretiert. Unbestreitbar sind sie auch ohne Berücksichtigung des Kontextes sehr berührende Geschichten. Doch erst wenn man den Zusammenhang beachtet, erschließen sie sich dem Leser wirklich. Die im Lukasevangelium überlieferte Begebenheit fällt in die Anfangszeit des Auftretens Jesu in Galiläa. Jesus ist noch nicht lange bekannt, doch die Feindschaft gegen ihn nimmt ständig zu. Hatten die Pharisäer schon die Radikalität Johannes des Täuflers in Frage gestellt, so begegneten sie Jesus mit ausgesprochener Feindschaft. Dem Täufer warfen sie seine merkwürdige asketische Lebensweise vor. Jesus verachteten sie als „Fresser und Weinsäufer“, als „Freund der Zöllner und Sünder“ (Lukas 7,34). Indem Lukas diese Vorwürfe im unmittelbaren Zusammenhang mit der Einladung Jesu durch den Pharisäer Simon berichtet, macht der Evangelist ein Doppeltes deutlich: Zum einen, dass Jesus sich tatsächlich in die Gemeinschaft der Sünder begibt, zum anderen, dass er mitnichten ein „Fresser und Weinsäufer“ war, sondern der Sohn Gottes.

### **Eine Sünderin salbt den Herrn (Lukas 7,36-39)**

Warum mag Simon, der Pharisäer, Jesus zu sich nach Hause zum Essen eingeladen haben? Wir können über die Motive seiner Einladung nur spekulieren. Die jüdische Tradition sah es als ein verdienstvolles Werk an, Fremde zu beherbergen, insbesondere, wenn sie zuvor in der Synagoge das Wort ergriffen hatten. Vielleicht deshalb diese Einladung. Oder Simon war einfach nur neugierig und wollte Jesus einmal persönlich kennenlernen. Schließlich kam man an dem Mann aus Nazareth nicht mehr vorbei; alle Welt redete über

ihn und „lief ihm nach“ (Johannes 12,19). Möglicherweise wollte sich der Pharisäer selbst ein Bild machen und seinen Amtsbrüdern zeigen, dass Jesus ein Lügner war und nicht hielt, was er versprach.

Eins ist klar: Simon übertrat in sträflicher Weise sämtliche damaligen Höflichkeitsgebote. Es war in biblischen Zeiten üblich, dass man sich mit einem Kuss begrüßte und seinem Gast zunächst die staubigen Füße waschen ließ (Lukas 7,44-46). Simon hatte auf beides verzichtet. Übertragen auf die heutige Zeit wäre das ungefähr so, als käme ich an einem kalten Winterabend zu Ihnen ins Haus, und Sie würden mir weder den Mantel abnehmen, noch mich hereinbitten und mir etwas Heißes zu Trinken anbieten. Wie würde ich mich in einer solchen Situation fühlen? Jedenfalls alles andere als willkommen!

Möglicherweise war die Unhöflichkeit des Pharisäers beabsichtigt. Vielleicht wollte er seinen Gästen zeigen, was er von Jesus hielt und dann deren Reaktion abwarten? Oder waren ihm die Begrüßungsrituale einfach nur entgangen? Dachte er vielleicht, er habe genug getan? Auch hier können wir über die Hintergründe nur spekulieren. Wir können jedoch mit Sicherheit davon ausgehen, dass die Atmosphäre bei Tisch nicht entspannt oder harmonisch war. Es lag etwas in der Luft. Vielleicht konnte man diese sogar „schneiden.“

Und Jesus ist mittendrin. Er, der Freund der Zöllner und Sünder, macht mit seinem Besuch deutlich, dass er nicht nur ein Freund der Zöllner und Sünder ist. Auch den Angesehenen und Selbstgerechten möchte Jesus ein Freund werden, denn sie brauchen das Evangelium nicht weniger.

Und so nimmt er die Einladung an, um Gottes Gnade auch ihnen zu verkündigen.

Ein Abendessen in einem jüdischen Haus des ersten Jahrhunderts lief ein wenig anders ab, als wir es heute gewohnt sind. In der Mitte des Raumes befanden sich die geladenen Gäste. Doch es wurde stets Platz gelassen für Arme und Bedürftige, die vielleicht zufällig vorbeikamen und auf Almosen (sprich: etwas zu essen) hofften. Und wer einfach nur zuschauen wollte, durfte auch das. Die Unbeteiligten saßen in einiger Entfernung an der Wand und beobachteten, was in der Mitte des Esszimmers vor sich ging. Es

war insofern keine Überraschung, dass eine fremde Frau hinzukam. Und doch verebbte das Gespräch auf einmal, denn die Frau war stadtbekannt. Es war nicht nur eine Frau, sondern eine Frau, der ein gewisser Ruf vorauselte. Ihr unmoralischer Lebenswandel war kein Geheimnis. Vielleicht war sie eine Ehebrecherin, vielleicht eine Prostituierte.

Übrigens dürfen wir diese Frau aus dem Lukasevangelium nicht mit der Maria aus Bethanien verwechseln, von der im Johannesevangelium berichtet wird. Es gibt Parallelen (die Salbung zum Beispiel), aber es gibt auch gravierende Unterschiede (vgl. Johannes 12,1-8). Die eine Begebenheit trug sich in Bethanien zu, die andere in Galiläa. Eine geschieht am Anfang der Wirksamkeit Jesu, die andere gegen Ende. Im Lukasevangelium haben wir es mit einer stadtbekanntem Sünderin zu tun, im Johannesevangelium mit einem angesehenen Mitglied der Gesellschaft. Eine Sünderin wie die Frau im Lukasevangelium hätte unter normalen Umständen das Haus eines Pharisäers niemals betreten. Insofern ist die Spannung mit Händen zu greifen. Was wird nun als nächstes passieren?

Schlimm genug, dass diese Frau die Gesellschaft stört, schlimmer noch, dass sie einen Plan hat. Sie weiß offensichtlich, was sie tut. Nichts von dem, was geschieht, ist einer plötzlichen Laune geschuldet. Nein, die Frau war vorbereitet. Sie hat einen kleinen Krug mit Alabaster mitgebracht, eine überaus teure, wohlriechende Salbe, mit der man Könige salbte oder Verstorbene einbalsamierte. Wir wissen nicht, woher die Sünderin Jesus kannte. Ob und wie der Herr schon vorher auf ihre geistliche Not eingegangen war, entzieht sich unserer Kenntnis. Nun kommt sie zu ihm und möchte ihm ihre Dankbarkeit und Verehrung entgegenbringen. Als sie sich der Gruppe nähert und Jesus sie anschaut, wird sie von ihren Emotionen überwältigt und bricht in Tränen aus. Die Tränen tropfen auf die Füße des Herrn. Es ist ihr egal, was die anderen denken. Sie löst ihre Haare, trocknet damit die Füße Jesu und küsst sie immer wieder. Dann zerbricht sie die kleine Flasche, die sie mitgebracht hat und salbt Jesus mit dem Alabasteröl.

Im Zimmer kann man eine Stecknadel fallen hören. Was hier gerade geschehen ist, hat es noch nicht gegeben. Alle blicken auf

die Frau, die unreine, sündige Frau, deren Berührung jeden Mann ebenfalls unrein macht. Wie kann sie es wagen, die Tischgemeinschaft der Männer zu stören? Heißt es nicht im Talmud, dass man eine Frau entlassen darf, wenn sie in der Gegenwart eines Mannes ihre Haare löst? Doch diese Frau löst nicht nur ihre langen Haare; sie berührt damit auch noch die Füße eines Mannes. Den Anwesenden fehlen die Worte. Stellen wir uns – auf die heutige Zeit übertragen – einmal vor, wir säßen sonntags im Gottesdienst, und auf einmal kommt eine spärlich bekleidete Frau herein. Wir erkennen an ihrem „Outfit“ sofort, zu welchem Gewerbe sie gehört. Die „Sexarbeiterin“ geht stracks nach vorne zum Altar, beugt sich zu den Füßen des Pastors und bekommt dann einen Weinkampf. Wie würden wir reagieren?

Simon traut seinen Augen nicht. Der Pharisäer ist schockiert – schockiert, wie diese Frau ihren Emotionen freien Lauf lässt und schockiert über das, was sie tut. Doch was Simon noch weitaus mehr schockiert, ist die Reaktion Jesu. Jesus weist die Frau nicht nur nicht ab; er nimmt sie sogar an. Er ermutigt sie. Wie kann er dann ein Mann Gottes sein, ein Mann, der Weisheit und geistliche Einsicht besitzt? Wäre Jesus ein Prophet, müsste er doch wissen, um welche Sorte von Frau es sich handelt. Merkt er nicht, dass ihm gerade eine Sünderin die Füße trocknet?

Wahrscheinlich ging dem Pharisäer Simon Verschiedenes durch den Kopf. Vermutlich kreisten seine Gedanken um mindestens drei Dinge:

*Erstens* verachtet Simon diese Frau. Er weiß, dass sie eine Sünderin ist. Sie ist unrein, unwert, unwürdig. Sie hat sich all dies selbst zuzuschreiben, denn womit sie ihr Geld verdient, pfeifen die Spatzen von den galiläischen Dächern. Ein ehrbarer Mann hält sich fern von solchen Frauen.

*Zweitens* versteht der Pharisäer Jesus nicht. Irgendwie war Simon das Gefühl nicht losgeworden, dass Jesus mehr sein könnte als nur ein Mensch, vielleicht ein Prophet, vielleicht sogar noch mehr. Andererseits: Würde ein Prophet ein solches Verhalten billigen? Ein Prophet ist doch ein Mann Gottes, ein Mann mit einer ganz besonderen „Antenne“ für Gott. Ein Prophet hätte eine ganz

andere Art von Weisheit und „geistlichem Durchblick“ an den Tag gelegt. Simons gesamte Lebenserfahrung sagte ihm, dass Propheten Sündern aus dem Weg gehen.

*Drittens* steckt Simon voller Selbstgerechtigkeit. Sicher, wenn man ihm das Messer auf die Brust gesetzt hätte, hätte auch dieser Pharisäer zugegeben, ein Sünder zu sein. Wer wäre das nicht? Aber doch kein Sünder vom Ausmaß dieser Frau! Die Berührung durch einen Pharisäer machte schließlich niemanden unrein. Simons Sünder war von anderer Qualität als die der Frau. Er war ein kleiner Sünder, sie war eine große Sünderin, eine riesengroße sogar. Und wer das nicht merkte – wie zum Beispiel Jesus – der konnte kein Prophet sein.

Keine dieser Überlegungen ist Jesus entgangen. Die geheimen Gedanken des Pharisäers liegen wie ein offenes Buch vor ihm. Der Pharisäer war davon ausgegangen, dass sein Gast anscheinend nicht wusste, wer ihm da zu Füßen hockte. Simon irrt sich gewaltig. Jesus weiß nicht nur, wer die Frau ist. Er weiß auch, wer Simon ist. Und so erzählt er Simon ein Gleichnis, das ihm hilft, die Frau besser zu verstehen – und sich selbst gleich mit.

### **Wer liebt mehr? (Lukas 7,40-43)**

Die Geschichte, die der Herr erzählt, ist kurz und leicht verständlich. Zwei Männer haben sich verschuldet. Der eine schuldet seinem Gläubiger 500 Denare (ein Denar war der damals übliche Tagelohn); der andere steht bei ihm mit 50 Denaren in der Kreide. Beide Schuldner sind arm; beide sind mittellos. Insofern sind sie gleich. Wer verschuldet ist, dem ist es relativ egal, wie hoch seine Schulden sind. Die Frage, wer sich höher verschuldet hat, ist rein akademischer Natur. Mit der Sünde verhält es sich ähnlich: Wer seine Schuld nicht bezahlen kann – und niemand kann dies – für den spielt es kaum eine Rolle, wie hoch sie ist. Es hilft niemandem weiter, mit dem Finger auf jemanden anders zu zeigen, der ein noch größerer Sünder ist. Geistliche Schuld vor Gott und finanzielle Schuld vor einem Gläubiger sind zwei große Gleichmacher.

Doch der Gläubiger hat Erbarmen und erlässt beiden Schuldnern ihre Schuld. Eine Bemerkung zu dem Verb „erlassen“: Hier

steht im griechischen Text das Wort *charizomai*, welches das Wort *charis* (Gnade) enthält. *Charizomai* bedeutete schon in vor-neutestamentlichen Zeiten „beschenken“, „ein Geschenk aus freien Stücken machen“ oder eben „begnadigen“, „vergeben“. Die geistliche Komponente ist in dem Verb klar enthalten. Mehr noch: Das Verb legt nahe, dass sich der Gläubiger die Schuld zu eigen macht, dass er sie persönlich übernimmt. Er rechtfertigt die Schuld nicht; er erlässt sie kraft seiner Autorität. Der Schuldenerlass ist ein Akt der Gnade. Der Schuldner braucht nichts weiter zu tun. Er kann nach Hause gehen. Er ist ein freier Mann, eine freie Frau.

Doch es geht in diesem Gleichnis noch um sehr viel mehr als Vergebung. Der Herr beendet die Geschichte, indem er dem Pharisäer eine Frage stellt: „Sage mir: Welcher von ihnen wird ihn nun am meisten lieben?“

Was mag diese Frage bedeuten? Doch wohl, dass es einen Zusammenhang zwischen Liebe und Vergebung gibt. Vergebung geht der Liebe voraus. Ein Mensch, dem vergeben wurde, liebt denjenigen, der ihm vergeben hat. Vergebung macht dankbar. Der Grad unserer Liebe entspricht dem Grad der Vergebung, die wir empfangen haben. Vergebung ohne nachfolgende Liebe ist nicht denkbar. Liebe ist die Reaktion auf Gnade. Die daraus folgende Dankbarkeit ist ein Ausdruck dieser Liebe. Wer liebt nun „am meisten?“ Die Frage an Simon beinhaltet noch einem weiteren Aspekt: Dass die Sünderin Jesus mit Liebe und Dankbarkeit begegnet, bedeutet, dass Jesus ihr vergeben hat. Damit zeigt Jesus, wer er ist: Gott selbst.

Die Antwort, die Simon gibt, klingt etwas gezwungen: „Ich vermute der (wird ihn am meisten lieben), dem er am meisten geschenkt hat.“ Das heißt, die Liebe dessen ist am größten, dem die größte Schuld erlassen wurde. Simon fühlt sich nun ein wenig in die Ecke gedrängt, den er versteht genau, worauf Jesus hinaus will. Und so hört er weiter zu. Jesus nimmt ihm die Möglichkeit, die Geschichte aus einer theoretischen Distanz heraus zu beurteilen. Der Herr wendet sich nun direkt an den Pharisäer, spricht erst ihn an und dann die Frau.

## Vergebung und Liebe (Lukas 7,44-50)

Von Kindesbeinen an werden wir zur Höflichkeit erzogen. Wir wissen, wie man sich bei Tisch benimmt, besonders, wenn man zu Gast ist. Man isst, was auf den Tisch kommt und beklagt sich nicht. Wenn's schmeckt, sagt man es. Wenn nicht, schweigt man stille. Kritik gehört sich nicht.

Auch Jesus hätte sich an die gute Sitte halten können. Er hätte darüber hinwegsehen können, dass Simon ein äußerst schlechter Gastgeber war. Aber es ging dem Herrn darum, dem Pharisäer etwas Wichtiges beizubringen. Wie nebensächlich ist die Etikette im Vergleich zur geistlichen Not eines Menschen. Und so will Jesus auch nicht in erster Linie Verfehlungen auf dem Gebiet der Gastfreundschaft ansprechen, sondern Simon vor Augen halten, wie seine geistliche Situation aus Gottes Sicht aussieht – mit anderen Worten: wie nötig auch er die Vergebung braucht.

Der Kontrast zwischen dem Pharisäer und der Sünderin könnte nicht auffallender sein. Simon hatte es, aus welchen Gründen auch immer, versäumt, dem Herrn die nötige Gastfreundschaft zu erweisen. Jesu Füße blieben ungewaschen, seine Wangen ungeküstet, sein Haupt ungesalbt. Demgegenüber steht die ausschweifende Dankbarkeit der Frau, die sämtliche Konventionen über Bord wirft und Jesus mit Liebe, Dankbarkeit und Öl überschüttet. Sie küsst seine Füße, benutzt ihre langen Haare als Trockentuch und verschwendet ihr teures Öl im Übermaß, bis der Duft den ganzen Saal füllt.

„Siehst du diese Frau?“, fragt Jesus den Pharisäer. Nein, Simon sieht keine Frau. Simon sieht eine Sünderin. In seiner Wahrnehmung beschränkt er diese Frau auf ihr Tun in der Vergangenheit. Jesus hingegen sieht keine Sünderin, sondern eine Frau. Er sieht die Dankbarkeit und Verehrung, die sie ihm entgegenbringt. Jesus lebt in der Gegenwart, nicht in der Vergangenheit. Er hat die Vergebung vor Augen, nicht die Sünden. Vers 47 macht klar, warum die Frau ein neuer Mensch geworden ist: „Ihre vielen Sünden sind vergeben worden, darum hat sie viel Liebe erwiesen; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig.“ – Die sprachlich korrekte Übersetzung

dieses Verses ist nicht ganz einfach, und doch ist es klar, was damit ausgesagt wird: Vergebung ist die Voraussetzung für Liebe – und nicht etwa umgekehrt. Es ist nicht so, dass der Frau vergeben wird, weil sie liebt. Ihre Liebe ist vielmehr ein Beweis dafür, dass ihr bereits vergeben wurde. Die Frau macht zweierlei deutlich: Ihre Vergangenheit war von der Sünde bestimmt, ihre Gegenwart von Liebe und Dankbarkeit Jesus gegenüber. Jesus stellt klar, dass große Liebe auf große Sünde folgte. Und damit wird auch klar, was bisher unklar war, nämlich, warum sie sich so verhielt. Sie tat es, weil der Herr ihr vergeben hatte.

Liebe zu Jesus ist also ein Indikator für vergebene Schuld. Das Verhalten Simons wie das Verhalten der Frau gegenüber Jesus zeigt, ob und wie viel (oder wie wenig) den beiden vergeben wurde. Jesus vergibt Schuld, weil Jesus Gott ist. Daraus folgt, dass das Maß meiner Liebe zu Jesus Christus in einem direkten Zusammenhang steht zu dem Maß der Vergebung, die ich empfangen habe. Wir sollten uns diese Wahrheit zu Herzen nehmen. Denn sie mündet direkt in eine weitere Frage: Wenn Dankbarkeit ein Indikator für erfahrene Vergebung ist, worauf weist dann ein Mangel an Dankbarkeit hin? Anders ausgedrückt: Was sagt meine fehlende Liebe zu Jesus über mein Verhältnis zu Gott aus? Simon zeigte keine Liebe zu Jesus, weil er den Herrn nicht kannte. Ein Mensch, dem nicht vergeben wurde, behandelt Jesus bestenfalls höflich und zuvorkommend. Ein Mensch, der Vergebung erfahren hat, kann das nicht.

Die Worte Jesu bergen noch eine weitere Frage in sich: Gibt es eigentlich irgendjemanden, dem wenig vergeben wurde? Der Pharisäer hielt sich mit Sicherheit für jemanden, der im Vergleich zu der Sünderin nur ein „kleiner Sünder“ war. Doch diese Rechnung geht nur auf, wenn Sünden im Denken anders zu bewerten sind als Sünden im Tun. Die Bibel jedoch lässt keinen Zweifel daran, dass sie gleich schlimm sind. Wir sind schnell dabei, Ehebrecher und Diebe als „große Sünder“ zu brandmarken. Doch Gott hasst auch den Stolz, die Selbstgerechtigkeit und die Kritiksucht. John Owen hat einmal gesagt: „Wer über die Sünde gering denkt, wird auch über Gott gering denken“. Genau hier lag Simons Problem. Er redete seine eigene Schuld klein und erkannte deshalb nicht das Ausmaß der Vergebung

Gottes. Uns wird nicht „mehr vergeben“ oder „weniger vergeben.“ Uns wird alles vergeben – oder nichts. Simon stand auf genau derselben Stufe wie die Sünderin. Auch er war geistlich mittellos, und auch er brauchte nichts nötiger als die Erlösung. Sein Problem bestand darin, dass er nicht merkte, was er am dringendsten brauchte.

Nachdem Jesus Simon ins Gewissen geredet hat, wendet sich der Herr der Frau zu. Und was er sagt, gilt nicht nur ihren Ohren, sondern auch denen der anderen Menschen im Saal. Er wollte, dass alle Anwesenden verstehen, worum es in dem Gleichnis ging.

### **Schuld und Sühne (Lukas 7,48-50)**

Im Jahr 1989 ging eine Welle der Empörung durch die gesamte muslimische Welt. Salman Rushdie hatte ein Buch geschrieben („Die satanischen Verse“), in dem – so der Eindruck der meisten Muslime – der Prophet Mohammed verunglimpft wurde. Es gab Aufstände. Es gab Tote. Und schließlich verkündete der iranische Ayatollah Khomeini, dass es die Pflicht eines jeden frommen Muslims sei, den Autor dieses Buches zu töten.

Rushdie entschuldigte sich daraufhin und stellte klar, dass es nicht seine Absicht gewesen war, gläubige Muslime zu beleidigen, woraufhin Khomeini sinngemäß sagte: „Selbst wenn Salman Rushdie sich bekehren und zum frommsten Menschen der Welt wandeln sollte, bleibt es dabei, dass es die Pflicht eines jeden Muslims ist, alles zu beschlagnahmen, was er hat, einschließlich seines Leibes und seines Lebens – und dafür zu sorgen, dass er zur Hölle fährt.“

Es gibt Menschen, für die Vergebung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Sünde ist Sünde, und Sünde kann niemals getilgt werden. Für andere dagegen ist Vergebung eine reine Formsache. Schon vor hundert Jahren hatte Voltaire gespottet, dass Vergebung schließlich Gottes Beruf sei. Unsere Welt ist geistlich und moralisch verkommen, und viele Menschen sind auch heute noch der Auffassung, dass Gott allen alles vergibt, denn schließlich „ist unser Gott ein Gott der Liebe.“

Schwierig wird es immer dann, wenn es persönlich wird. Wie empfinden Eltern, deren Tochter vergewaltigt wurde? Oder die Angehörigen der Opfer eines terroristischen Massenmordes? Meist

rufen wir in solchen Fällen danach, die Verbrecher ihrer gerechten Strafe zuzuführen und das Gesetz in aller Härte anzuwenden. Manchmal erklingt auch der Ruf nach Rache.

Und wenn es ganz persönlich wird, nämlich dann, wenn es um unser eigenes Leben und unsere eigene Schuld vor Gott geht, hoffen wir darauf, dass Gott unsere Verfehlungen nicht so ernst nimmt, selbst wenn sie Ihn ins Angesicht beleidigen.

Zurück zu Simon, dem Pharisäer. In seinen Augen war die Sünderin so schuldig, wie Rushdie in den Augen des Ayatollahs. Ihr konnte nicht mehr geholfen werden. Bestenfalls gab es einen Hoffnungsschimmer für den Fall, dass sie sich besserte, aber das würde lange dauern und genauestens überprüft werden. Wahrscheinlich dachte die Frau über sich selbst nicht anders. Jesus dachte anders. Er wendet sich ihr zu und sagt: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Dieser Satz bedeutet mehr als: „Deine Sünden werden dir vergeben.“ Jesus drückt hier nicht seinen Glauben an die Vergebung aus. Jesus spricht sie zu. Unglaublich. Welcher Mensch kann so etwas tun und sagen? Ich kann jemandem vergeben, der an mir schuldig geworden ist, aber ich kann niemandem seine Schuld vor Gott vergeben. Das kann nur Gott selbst, denn sein Wort sagt, dass jede Schuld Schuld vor Ihm ist (Psalm 51,4). Wenn Jesus also behauptet, der Frau die Sünden zu vergeben, behauptet er damit, Gott selbst zu sein. Seinen Zuhörern war das vollkommen klar. „Wer kann Sünden vergeben als nur Gott allein?“, heißt es in Lukas 5,21. Jesus wusste also genau, wer er war: Der Sohn des Allmächtigen, gesandt zu den Menschen zur Vergebung ihrer Sünden.

Vergebung bedeutet nicht, dass Jesus die Sünde verharmlost. Es geht zwar über dieses Gleichnis hinaus, darüber nachzudenken, was Vergebung bedeutet, und was sie kostet, aber der Rest des Neuen Testaments macht es unmissverständlich klar: Der Frau wird nicht aufgrund ihrer Reue oder ihres Glaubens vergeben, sondern aufgrund des Sühnopfers Jesu Christi. Es verhält sich mit dieser Vergebung genauso, wie mit dem Schuldenerlass durch den Gläubiger. Der Gläubiger zahlt selbst. Genauso wird Christus für die Schuld der Sünderin am Kreuz sterben. „In ihm haben wir die Vergebung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden nach dem

Reichtum seiner Gnade“ (Epheser 1,7). Es geht nicht um billige Gnade. Als Jesus sagt: „Dir sind deine Sünden vergeben“, weiß er, was dies für ihn persönlich bedeutet: Misshandlung, Tod am Kreuz, Trennung von seinem himmlischen Vater. Vergebung ist teuer.

Jesus vergibt, weil er die Schuld übernimmt. „Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten“ (Jesaja 53,5, Lutherübersetzung). Das in Lukas 7,48 verwendete griechische Verb unterscheidet sich von dem in Vers 42. In Vers 42 liegt die Betonung auf dem Schenken; in Vers 48 könnte man auch übersetzen: „abnehmen, erlassen, beenden.“ Dies ist in einem dauerhaften und endgültigen Sinne gemeint. Unsere Sünden sind ein für allemal vergeben. Es bleibt nichts zurück, keine Spur, kein „Fizzelchen.“ Vergebung ist für die Ewigkeit. Eine Vergebung auf Zeit ist dem Neuen Testament vollkommen fremd und fern. Die Frau – und mit ihr jeder Sünder, dem vergeben wurde – steht absolut rein vor Gott. Und die Vergebung ist gratis; man braucht nichts dafür zu tun. Sie wird, aufgrund des Versöhnungswerkes Christi, im Glauben als Geschenk entgegengenommen. „Dein Glaube hat dich gerettet“, heißt es in Lukas 7,50 – und: „Geh hin in Frieden.“ Der Herr verlangt nicht von uns, dass wir zur Erlangung der Vergebung bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Das Vertrauen auf Jesus, die Abhängigkeit von ihm bringt der Prostituierten die Rettung, egal wie unmöglich so etwas dem selbstgerechten Pharisäer erscheint. Nicht auf die Kraft des Glaubens kommt es an. Auf das am Kreuz vergossene Blut kommt es an. Interessanterweise ist eine solche Vergebung immer auch eine öffentliche Angelegenheit. Es geht nicht um eine stille Abmachung zwischen Gott und einer menschlichen Seele. Der Herr steht in aller Öffentlichkeit zu dieser Frau. Dem Pharisäer war die Sünderin peinlich. Dem Herrn ist sie nicht peinlich. Er nimmt ihre liebevolle Berührung an und freut sich über ihre Verehrung.

Die Worte des Herrn sind für diese Frau revolutionär. Sie hat durch Jesus zur Freiheit gefunden. Sie verhält sich, als wäre sie die Einzige im Raum. Die Verachtung der Angesehenen, die Ablehnung der religiösen Elite machen ihr nichts mehr aus. Sie sind ihr egal. Der schottische Theologe und Bibelausleger James Denney (1856–1917) schrieb in seinem Buch *The Christian Doctrine of Reconciliation* („Die christliche Lehre von der Versöhnung“) zu dieser Stelle:

Welch eine außergewöhnliche Begebenheit. Wir sind versucht zu fragen: War es vielleicht Hysterie? Oder eine nervenbedingte Schwäche? Nein, es waren nicht die Nerven, es war die neue Kreatur. Es war die Wiedergeburt aus Glaube, Hoffnung und Liebe, deren Grund Jesus selbst war. Er hieß diese Frau willkommen, und sie wurde zu einer begeisterten Nachfolgerin.

Zum ersten Mal in ihrem Leben war die Frau einem Mann begegnet, der ihr das Gefühl vermittelt hatte, sauber zu sein und nicht schmutzig. Zum ersten Mal in ihrem Leben kann sie nun ein Haus – auch das Haus eines Pharisäers – betreten und unabhängig von der Meinung anderer Menschen sagen: „Dieser Mann hat mich frei gemacht. Ich bin nicht mehr Dieselbe.“

Die Vergebung, die die Frau erfahren hat, definiert auch das Wort „Liebe“ neu. Sie hatte ihren Körper verkauft, war „geliebt“ worden gegen Bezahlung. Doch das Gefühl echter, herzerwärmender Liebe war ihr ein Leben lang fremd geblieben. Mit der Vergebung kam die innere Erneuerung. Nun strömen die dankbaren Emotionen nur so aus ihr heraus. Simon, der Pharisäer, pflegte die distanzierte Kommunikation mit Jesus. Die Frau kann das nicht. Niemand, der so geliebt wird, kann auf Distanz bleiben.

Und ein Letztes: Die Vergebung ermöglicht der Sünderin eine neue Erfahrung des Friedens: „Dein Glaube hat dich gerettet; geh hin in Frieden!“ (Lukas 7,50). James Denney spricht in diesem Zusammenhang auch von Freundschaft:

Die Frau war eine stadtbekanntes Sünderin. Wer sie sah, wusste, womit sie ihr Geld verdient. Niemand war in der damaligen Zeit verachteter. Man wechselte die Straßenseite, wenn man der Frau begegnete. Sie war eine Ausgestoßene. (...) Doch Jesus sieht die Frau anders. Er schämt sich ihrer nicht. Er nimmt sie an. Er stellt sich vor sie und hinter sie, als der Pharisäer sie angreift. (...) Und als die Frau dann in Frieden ihre Straße zieht, weiß sie, dass sie einen Freund gefunden hat, einen wirklichen Freund. Gott selbst ist ihr zum Freund geworden.<sup>3</sup>

Die Frau, die in Frieden geht, ist nicht mehr dieselbe Frau, die vor

---

3 Quelle: *The Christian Doctrine of Reconciliation*

wenigen Minuten den Raum betreten hat. Die Anwesenden haben gemurmelt und gemeckert. Es war ihr egal. Und es war Jesus auch egal. Der Zuspruch der Vergebung gilt. Jesus hat gesprochen; die Frau hat geglaubt.

Und nun zu uns heute: Das Gleichnis fordert uns heraus, ehrlich mit uns selbst zu sein. Seine Botschaft lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Dankbarkeit und Liebe sind der Beweis für erfahrene Vergebung. Die meisten von uns haben eine andere Geschichte als diese Frau. Aber wir sollten uns fragen (lassen), ob unser Herz so überläuft wie ihres. Nicht zu lieben, heißt nicht verstanden zu haben, was Vergebung bedeutet. Wenn unser Herz nicht überfließt, sollten wir einen Blick auf die Quelle werfen. Wem die Schuld vergeben wurde, der ist nicht nur „irgendwie“ oder „ein bisschen“ dankbar. Wem die Begeisterung fehlt, der dämpft den Geist.

Ein Blick zum Kreuz, an dem Jesus für uns starb, zeigt uns, wie groß unsere Schuld ist, und was es gekostet hat, sie zu vergeben. Wer das verstanden hat, will nur noch eins: Ein Dankopfer bringen, eine Alabasterflasche köpfen und den ganzen Saal mit dem Duft ihres Öls füllen.

Es gibt keine „kleinen Sünder“ – genauso wenig, wie es „etwas Vergebung“ gibt. Es gibt deshalb auch keine „kleine Liebe“ oder „etwas Dankbarkeit.“ Nehmen wir darum unsere Alabasterflasche, brechen sie auf – und salben unseren Herrn mit überfließender Dankbarkeit.